

Jan Cornelis de Mik

Tagebuch 1943–1945

Übersetzt von Irene Färber

21.5.1943

Eine neue Seite, ein Neubeginn. Der Zug fährt ab vom Maasbahnhof, um mich mit vielen andern ins neue Leben zu fahren. Neu ist es, aber damit ist auch alles gesagt. Aus Familienbanden und Gemeinschaft gezerzt, aus Liebes- und Treueverbindungen zwingt uns das Leben in eine neue Richtung. Zum Gefürchteten, zum Unbekannten. Die große, Anteil nehmende Familie winkt mir nach. Schließlich verlieren wir uns aus den Augen, um den ersten großen Schritt zu machen. Obwohl das Reiseziel bekannt ist, verläuft die Fahrt an sich ziemlich nett und abwechslungsreich. Sie ist voll angenehmer Erinnerungen, die an sich gemessen an dem Ziel der Reise doch wieder traurig sind. Am Anfang sehen wir bekannte Orte, Gouda und Culemborg. Danach auch noch 's Hertogenbos und sogar Vucht. Von dort aus geht die Reise ins Unbekannte.

Endlich in Kaldenkirchen angekommen, werden die Pässe kontrolliert, und wir müssen zum Arbeitsamt, eine alte Kirche, wo wir auch ein wenig Essen bekommen. Hier eröffnet sich erst für mich, was ich erlebe. Das Herz fiel mir in die Hose. Ich möchte weinen. Ich halte mich zurück. Die ganze Reise allen Mut bewahrt, aber jetzt fällt mir das Herz in die Hose. Die Koffer hin- und hergeschleppt, bis ich nicht mehr konnte, Schlange gestanden, um für uns das Essen dankbar anzunehmen. Endlich am Lager, welches neu ist. Neue Betten von Papier und Holzwolle. Ich lege mich nieder. Der erlösende Schlaf kommt bald.

Sonntag, 23. Mai 1943 [Esslingen]

Ich wache auf aus einem tiefen Schlaf. Schnell kommt das ganze Elend wieder nach oben und die düsteren, dunklen Aussichten, die wir mit der Entsendung nach Deutschland bekommen haben. Heute ist mein Geburtstag. Alles springt mir ins Auge. Ich erinnere mich an mein Zuhause. Meine Willy und die Kirche und alle anderen Dinge, und wieder wurde mir das Herz voll. Ich möchte einmal herrlich weinen. Dicke Tränen rollen über mein Gesicht. O, Gott, warum muss ich das erleben. Rette mich doch aus diesem Elend!

Dann bleibe ich nicht länger liegen und stehe auf. Schnell lese ich den Brief, den mir Willy mitgegeben hat. O, Willy, könnte ich dich doch mal sehen, könnte ich doch bei dir sein. Dein Brief macht mich wieder traurig. Wieder kullern die Tränen über meine Wangen. Die liebe Willy schreibt doch so schön. Als ob sie im Voraus gewusst hat, was kommt. Nach dem Essen schnell schreiben. Erst noch einen schönen Text aus der Bibel lesen. Diesmal war es Buch Hiob, das ich als Trost wählte. Und es gab mir Trost.

Das Mittagessen holen gegangen. Kartoffeln mit Salat und einem Stückchen Fleisch. Auf dem Rückweg zum Lager mit einem 18-jährigen Burschen aus der Ukraine gesprochen. Im Lager angekommen wieder weiter geschrieben. Dann fragte jemand die Burschen, ob sie in die Stadt mitgehen würden. Manche gingen, andere blieben. Ich ging nach einer Stunde mit zwei

anderen Burschen, einer aus Limburg und einer aus Rotterdam. Sie wollten aber mit der Straßenbahn. Doch ich erklärte, dass sie sich nicht an mir stören sollen, da ich ein eigenartiges Kerlchen bin mit vielen Prinzipien. Auch wollten sie ins Kino, was sie am Ende auch taten. Darauf trennte ich mich von ihnen.

Als ich ein wenig gegangen war, hörte ich Orgeltöne. Ich blieb stehen. Ich befand mich vor einer Kirche. Welche Glaubensrichtung, konnte ich von außen nicht sehen. Doch alleine die süßen Orgeltöne und die friedliche Stimmung, die davon ausging, zogen mich in das Innere des Gebäudes. Und so fasste ich ein Herz und ging hinein. Was ich dort sah, war mir total fremd. Am Ende der Kirche war ein großer, reich geschmückter und farbig ausgearbeiteter Altar mit Kerzen, Kreuzen, Silber, Glas usw. Davor saßen viele Jungen in Weiß und Rot mit dem Gesicht zum Publikum. Gegenüber stand eine Gruppe älterer Jungen und Mädchen in Schwarz und Weiß. Vor denen liefen Priester mit einer Büchse an einer Schnur, die sie hin und her schwingen ließen, wahrscheinlich ein Weihrauchfass. Immer wieder knieten sie nacheinander und sangen geistige Lieder. Danach war der Gottesdienst zu Ende. Als ich nach der Art des Festes fragte, sagte man mir, dass es das „Jugendverpflichtungsfest“ war. Heiter ging ich zum Lager zurück.

Unterwegs sprach ich noch mit einem deutschen Polizisten und einem älteren Mann. Im Lager fing ich mit meinem Tagebuch an, wo ich sofort aufhören muss, da das Licht ausgeht. Ich gehe dann mal ins Bett, wo ich rasch einschlafe.

24. Mai '43

Ich wache auf und mir ist kalt. Kurz liegen wir ruhig, dann geht plötzlich das Licht an, weil irgendwo der Hauptschalter umgedreht wird. Irgendjemand springt aus dem Bett und macht das Licht wieder aus, nicht bereit, schon so früh aufzustehen. Etwas später kommt aber eine Art Leiter, um uns zu sagen, dass wir um 8 Uhr in der Fabrik sein müssen, um uns zu melden. Ich stehe gleich auf, Waschen und Anziehen, um nach dem Essen gleich wieder im Tagebuch zu schreiben.

Dann gehen wir gemeinsam zur Fabrik. Es wird ein Tag voller Angst und Beten und Flehen. Sollte Gott es so wollen? Oder so? Eine Zeit gewartet beim Meldungsbüro. Erst danach, viel später, essen gegangen. Nachmittags wieder zur Fabrik, kein freier Nachmittag.

Es war ganz schrecklich. Jedes Mal wollte man uns in die Eisengießerei stecken, was das Schlimmste ist, was einem passieren kann. Jedes Mal drohte diese Gefahr. Ich habe gefleht und gebetet. Auch habe ich gelacht und geschwätzt. War das gut? Es war, um meine Angst und die Nerven zu besiegen. Doch immer wieder bereue ich und bitte um Vergebung. Endlich bleiben von elf nur vier übrig, von denen nur ich deutsch kann. Auf deutsche Sprachkenntnisse legen sie großen Wert. Wieder bitte ich um Gottes Hilfe, er ist es, der diesmal wieder hilft, mir Kraft und Weisheit zu geben in meinem Bemühen, dagegen anzugehen. Man wollte uns zu den Maschinen stecken, doch glücklicherweise gewinnen wir den Kampf. Zwei gehen in die Maschinenfabrik, ein dritter zum Kran, und ich bleibe als Kunstmaler übrig, sollten sie den gebrauchen können. Ja, endlich erreiche ich das, was meine letzte Hoffnung war, daraus zu entkommen, an diese Fabrik nicht mehr viel zu denken. Ich werde als Maler eingestellt im Fahrzeugbau, im weitesten Sinne des Wortes.

Froh, dass ich es mit Gottes Hilfe soweit geschafft habe, gehe ich ins Hotel Germania, um eine bezugsscheinfreie Mahlzeit zu genießen. Es hat mir wirklich geschmeckt! 72 Pfennige. Danach fuhr ich mit der Straßenbahn die Stadt Esslingen, um etwas zu kaufen. Doch daraus

wurde nicht viel, weil es regnete, so sehr, dass das unmöglich war. Ich habe noch einige Momente mit einem kleinen Jungen geredet, ein sehr nettes Kerlchen. Ich spreche hier viel mit Menschen, obwohl vorsichtig. Es verbessert meine deutschen Sprachkenntnisse. Endlich gehe ich wieder zum Lager. Hier spreche ich noch mit jemandem, der aus Krimpen aan de Lek kommt.

26. Mai

Heute ist mein zweiter Arbeitstag. Die Arbeit ist nicht so schwer, viele Buchstaben setzen. Auch derjenige, der mit mir arbeitet, ist in Ordnung. Bei meinem Chef muss ich vorsichtig sein. Er ist in der Partei. Vorsicht steht an erster Stelle. Aber mit den anderen habe ich sogar schon über das Evangelium gesprochen.

Als ich heute Abend aus der Fabrik kam, überholte ich einen Burschen aus der Ukraine. Total fertig aus der Fabrik, in einem Wort: ein Wrack. Er verstand mich nicht, konnte auch kein Deutsch, zeigte mir nur seine Papiere und zeigte große Demut. Ich war sehr berührt und gab ihm heimlich etwas von meiner Ration. Was er dann tat, überraschte mich. Er schlug mit seiner Hand auf meine Schulter, nun ja, Schlagen war es eigentlich nicht, dafür war er zu schwach, und gab mir einen Kuss. „Guter Kamerad“, sagte er dann.

Abends habe ich Willy noch einen Brief geschrieben und bin dann ins Bett gegangen.

27. Mai

Heute ist nichts Besonderes passiert. Bei Tisch, heute früh, habe ich Willys Tagebuch gelesen. Es gibt mir immer mehr Zufriedenheit. Wie unbewusst sie unser Glück ansteuert. Dass wir jetzt doch so auseinander mussten. Wer weiß, für wie lange.

Heute wieder gut geredet mit meinen Vorgesetzten. Sie sind wirklich gute Menschen. Sie sagen, dass mein Deutsch sehr gut ist. Einer von denen ist pro. Kurz gesagt, er ist in der Partei. Aber wenn du vorsichtig bist, kannst du gut mit ihnen reden. Er ist sehr stolz auf die Künstler Deutschlands. Musiker, Künstler, Maler usw.

Beim Sprechen mit den Männern, tagsüber, kann ich mein Deutsch verbessern. Und beim Schreiben auf Englisch im Tagebuch behalte ich mein Englisch. Die Burschen in der Baracke fragen oft, ob ich gerne schreibe. Für heute höre ich auf.

Sonntag, 30. Mai '43

Heute früh aufgestanden +/- 6 Uhr. Die Malsachen genommen und in die Berge gegangen. Oben angekommen, habe ich mich erst eine Weile ins Gras gelegt, gebetet, Musik gemacht und Bibel gelesen. Dann weiter nach oben gegangen. In einem kleinen Dorf, sehr malerisch, traf ich auf viele alte Häuschen und auch auf eine Kirche. Ein bisschen herumgelaufen, dann trafen schöne Orgeltöne mein Ohr, und ich bin stehen geblieben, um eine Skizze zu machen. Nachmittags ein Aquarell im Wald gemacht. Ich war ziemlich müde und fühlte mich etwas melancholisch. Doch fühle ich mich so besser, als wenn ich bei den anderen Burschen bin. Da kann man seinen Gedanken freien Lauf geben.

Was habe ich nicht alles gesagt in der Fabrik, wenn ich darüber nachdenke. Ich hatte es von Freude und Arbeit. Dass ich noch nie in einer Fabrik gearbeitet hatte, und dass das niemals

Arbeit mit Freude würde sein können. Dass es nicht schön war, so viele Formulare über meinen Beruf ausfüllen zu müssen. Genau beschrieben und dann doch nicht im eigenen Beruf eingesetzt werden. Dass sie mir sicher helfen konnten und dass ich nicht umsonst Unterricht genossen hatte. So gewann ich und kam in die Malerabteilung. Auch hier hatte ich wegen meiner Deutschkenntnisse bald tiefgehende Gespräche. Sogar über das Evangelium. Auch über die Königin und andere Herrscher. Über Kunst und Wissenschaft.

Am Sonntag habe ich Willy auf dem Berg meinen Brief geschrieben. Dort oben war es herrlich. Aber am Montag arbeiten ging auch noch, dass es aber für die Wehrmacht ist, macht alle Freude kaputt. Schön ist es, die Buchstaben zu setzen, man lernt es auch immer schneller. Aber umso schneller man arbeitet, umso aktiver arbeitet man mit am Krieg. Wie soll das dann gehen? Ich bitte Gott täglich um Hilfe und um Beendigung dieser Dinge. Muss ich dem selber ein Ende setzen? Darf ich das tun?

In den Bergen habe ich nachgedacht. Das Ansteigen, stelle ich mir vor, war der schwierige Weg, der immer zielgerichtet höher leitet. Bleibe stehen bei den schwierigen Verhältnissen. Denke daran, du bist nicht der Einzige, und die andern brauchen deine Unterstützung.

Wie schön habe ich am Samstagabend über das Evangelium gesprochen. Annehmen wollte die Person es natürlich nicht, aber o weh, wie wenig Wissen diese Menschen haben. Sie kennen nicht einmal ihre eigene Religion. Alles ist gut. Jedermann kann selig werden. Nein, denn nur das wahre Evangelium. Voller Wahrheit, Reinheit und Kraft. Nur der Geist macht lebendig. Soweit für diesen Sonntag.

Dienstag, 2. Juni 1943

Montag nicht geschrieben, auch nichts Besonderes passiert. Schlechtes Essen in der Fabrik, darum ins Hotel Germania essen gegangen.

Heute war es nicht viel besser. Ich habe eine Adresse bekommen, um Kartoffeln zu holen. Das werde ich machen. Im Übrigen komme ich mit den Menschen hier ziemlich gut zurecht. Sie mögen es sehr, wenn man deutsch spricht. Nur die Arbeit in der Fabrik geht mir gegen den Strich. Ich würde mich allem fügen können, wenn nicht die elende Idee wäre, dass ich auch mitwirke an der Kriegsmaschinerie. Aber was kann ich dagegen tun? Sollte Gott wollen, dass ich dafür mein Leben opfere? Das kann ich noch nicht. Ich bete täglich, ob er diese Schwierigkeiten fortnehmen will, und darum werde ich geduldig warten.

Manchmal mag ich es doch in der Fabrik. Besonders, wenn sie richtig herzlich zu mir sind. Nur sollte einmal schnell Post kommen. Wohnt Willy schon in ihrem neuen Zimmerchen? Wie wohl wird sie sich dort fühlen? Junge, wie hat Gott mich doch in verschiedenen Dingen gesegnet. Manchmal passiert es, dass ich private Arbeit verrichte, die keine Beziehung zu Militärischem hat, und dann nur Warntafeln und Verwaltungstätigkeiten. Daran werde ich immer denken.

Sonntag, 6. Juni 1943

Diesen Sonntag, den 6. Juni '43 fang ich wieder mit Schreiben an. Diese Woche nicht viel vorgefallen, auch wegen Essen kochen nicht viel Zeit zum Schreiben gehabt. Ich komme gut zurecht mit den Leuten in der Fabrik. Freitagnachmittag haben wir vom Meister einen Ver-

weis gekriegt, weil wir im Waschraum unser Brot gegessen haben. Es sei keine Essenszeit, sagte er. Wir durften doch unser Brot aufessen.

Samstag war ein schöner Tag für mich. Kischner, ein deutscher Arbeitskollege, bot an, dass ich Kartoffeln holen kommen könnte, welches Angebot ich natürlich nicht ablehnte. So reiste ich Samstagabend +/- 6 Uhr von Esslingen nach Ludwigsburg, 26 km weiter. Hier nett empfangen. Bekam sogar Brote, dick bebuttert und einen Husarensalat und ein riesiges Stück Kuchen, wie ich es seit Jahren nicht bekommen hatte. Ich bekam +/- 20 Kilo Kartoffeln und Gemüse aus dem Garten. Er zeigte mir sein Haus. Auch hatte er eine liebe Frau. Danach ging ich wieder nach Hause. Unterwegs wurde mir noch von einem Kameraden geholfen für zwei Portionen Kartoffeln.

Heute etwas länger liegen geblieben, denn wir müssen in der Woche morgens auch wieder früher aufstehen. Dann bin ich mit einem Kameraden in die Berge gegangen, wo ich meine Skizzenreihe etwas ergänzt habe. Mein Kamerad ging gerne mit, da er in der Einsamkeit besser schreiben kann als in der Baracke, wo alle um den Tisch sitzen. Etwas, womit ich total einverstanden war.

Oben in den Bergen sowie unten wurden wir wieder von der Polizei kontrolliert, aber mit einem weniger schönen Ergebnis. Die Bescheinigungen und Papiere schienen den Herren nicht zu genügen, sodass wir verpflichtet waren, zur Wache mitzugehen. Auf die Frage „warum?“ bekamen wir ein kurzes „komm mit“. Was sollte jetzt wieder passieren? Meine Gedanken suchten Gott an diesem schönen sonnigen Sonntag. Würde mein Kamerad auch so etwas denken? Auf der Wache angekommen, mussten wir wieder alles kontrollieren lassen. Meine Angst, dass ich mein Skizzenbuch verlieren würde, schien unnötig. Ich bekam es wieder.

Der Brief meines Kameraden, welchen er einem Pfarrer geschrieben hat, musste speziell kontrolliert werden. Da dies sehr viel Zeit in Beschlag nahm, bekamen wir eine Bescheinigung. Dann schnell zur Fabrik, wo wir doch noch rechtzeitig ankamen. Also, ich bin Gott wiederum dankbar, dass er mir hier durchgeholfen hat.

Heute Abend gehen die Brüder und Schwestern in Holland wieder zum Abendmahl. Was muss man hier auf eine Menge verzichten. Selten kann man im Lager mit seinen Gedanken alleine sein. 22 Burschen in einem Zimmer. Glücklicherweise gehen bald einige weg.

Wie geht es wohl Willy? Wie froh war ich mit dem Brief. Die Kameraden waren glaube ich etwas eifersüchtig, dass ich so einen dicken Brief bekommen habe und als erster vor allen anderen. Und ich konnte nicht einmal schnell zurückschreiben.

Ganz sicher ist dieses Tagebuch auch wieder nicht. Das zeigte sich heute früh. Wenn ich es bei mir gehabt hätte, wäre ich es vielleicht los gewesen. Wann wird die Zeit wieder kommen, wo ich wieder frei schreiben und sprechen kann?

Montag, den 7. Juni 1943

Heute wieder nichts Besonderes geschehen. Post von Zuhause habe ich noch nicht empfangen. Ich habe eine Karte an Ritske geschrieben. Ich habe einen riesigen Topf Kartoffeln gekocht. Eine leckere Soße gemacht aus Zwiebeln und Butter.

Heute mussten wir eine Viertelstunde früher anfangen, und von der Mittagspause gingen 6 Minuten weg. Heute habe ich gedacht: „Ich habe doch ein wenig Angst gehabt. Hätte über den Vorfall mit der Polizei gut nach Hause schreiben können.“ Eigentlich kann ich es immer noch schreiben.

Die Kameraden gehen schon wieder ins Bett. Also werde ich auch gehen weil ich da nicht studieren kann. Heute Abend konnte ich zum Essen kaum am Tisch sitzen. Das Essen war heute ziemlich wässrig. Soweit für heute.

Sonntag, 13. Juni

1. Pfingstfeiertag. Es sind schon wieder 6 Tage vergangen, seitdem ich geschrieben habe. Ich komme gar nicht dazu. Die Arbeit in der Fabrik nimmt ihren Lauf.

Diese Woche ein langes Gespräch über das Evangelium gehabt im Zeichen der Geschehnisse auf der Welt. Meine Kollegen sehen es so, dass alles gut wird. Und dass Sieger und Besiegte einig werden, was natürlich unmöglich ist. Weil der Besiegte sich benachteiligt sieht und sich am Anfang innerlich und später äußerlich wehren wird. Die Vorbilder in der Weltpolitik liegen zum Greifen nahe. Meine Kollegen glauben an die Regierung und Souveränität von einer Person, die die Möglichkeit besitzt, alles nach ihrem Willen zu richten. Doch aus der Bibel heraus habe ich versucht zu erklären, dass das Gesetz Zorn erwirkt. Leider wurde in diesem Moment unser Gespräch unterbrochen.

Samstagabend haben wir mit gutem Resultat versucht, Proviant zu bekommen. In verschiedenen Geschäften gewesen, um Papierkragen, Tinte und Federhalter, Schuhcreme, Äpfel, Karotten, Lauch und sogar gefrorenes Apfelmus und Rüben zu ergattern. Das Apfelmus war außerhalb des Kühlschranks nur sechs Stunden haltbar, sodass wir direkt am Abend unter Hinzufügung von Kartoffeln gut davon gegessen haben.

In der Straßenbahn vergaß die Schaffnerin, Geld zu kassieren. Als wir ausstiegen, konnte ich sie nicht mehr finden. Auf dem Rückweg genau das Gleiche. Da gab ich ihr das Doppelte, was sie zuerst nicht begriff. Doch als ich ihre erklärte, dass sie uns auf der Hinfahrt vergessen hatte, musste sie lachen. „Nun“, sagte sie, „das kommt nicht oft vor.“

Heute, Sonntag, habe ich erst mal ausgeschlafen. Danach habe ich in der Bibel gelesen. Jakobus und der erste Teil von Petrus, und daneben einige Anmerkungen über die Wiedergeburt, Versuchung und Ehepaare gemacht. Nachmittags einen Brief an Willy und nach Hause geschrieben. Als ich damit beschäftigt war, kam wieder dieser 18-jährige ukrainische Bursche, dem ich einmal etwas zu essen gab und dem ich diese Woche Bezugsscheine für Kartoffeln gegeben habe. Er sagte, dass ich schön schreiben würde, und zeigte mir seinen Ausweis, dass er nicht gut schreiben konnte. Etwas später kam er herein. Arg viel Verstand hat er glaube ich nicht, aber doch fand ich es interessant, das Eine oder Andere von ihm zu erfahren. Er sagt z.B. ein ganzes Gebet auf Ukrainisch auf. Ich versuchte, noch eine Skizze von ihm zu machen, aber da er es nicht kapierte, blieb er nicht ruhig sitzen, und so kam von der Skizze nichts zustande. Schließlich wollte ich weiterschreiben und gab ihm die Hand, meiner Meinung nach die einzige Möglichkeit, ihn los zu werden. Mit Erfolg. Er verschwand.

Trotzdem war es keine ungestörte Schreibpartie. Denn kurz danach erschienen zwei Galizier vor dem Fenster, die zuerst Interesse an meinen Skizzen und Aquarellen zeigten und später an meinen Bibelstudien. Daraus entwickelte sich ein Gespräch. Obwohl sehr schwer zu verstehen, kamen wir doch so weit, dass sie auch ihre Bibel holten und wir so miteinander

gesprachen haben. Nach langem Gespräch kam ich zu der überraschenden Entdeckung, dass er Mitglied war von „Watch Tower Tract-Society“ [Wachturm-Gesellschaft, Zeugen Jehovas]. Ob das jetzt eine angenehme oder unangenehme Entdeckung ist, kann ich selber nicht mehr feststellen. Aber das Wissen war ihm bestimmt eingetrichtert, er konnte nämlich kaum lesen. Er blieb so lange sitzen, dass ich kaum Zeit hatte, Briefe zu schreiben und zu essen. Die Kameraden waren im Bett sehr übermütig gewesen. Sie hatten die Betten auseinandergenommen und waren auch sehr unruhig. Soweit der Sonntag.

Montag, 14. Juni, 2. Pfingstfeiertag

Morgens um 5.30 Uhr aufgestanden und auf den Berg gegangen nach Ruit. Nach einiger Zeit fand ich ein schönes Plätzchen hinter der Kirche. Dort gab ich zwei deutschen Jungen einen Bibeltext aus der Sonntagsschule. Nachmittags war das Wetter schlecht, und ich habe wieder an meinem Tagebuch angefangen.

Sonntag, den 20. Juni

Diese Woche wieder keine Zeit zum Schreiben gehabt. Dienstag ein Paket bekommen. Es war 14 Tage unterwegs gewesen. Die Folge war, dass in dem Brot Wasser war und von außen Schimmel. Nun, das war eine Enttäuschung. Ich habe schnell nach Hause geschrieben, wie es war. Diese Woche ist der Vorrat an Buchstaben zu Ende gegangen, sodass ich jetzt malen musste. Nun, das war nicht einfach. Donnerstag bekam ich von jemandem ein paar sehr umfangreiche Arbeitsaufträge. Ja, die Menschen hier sind so schlecht. Im Laufe der Woche haben wir im Lager Polizeibewachung bekommen.

Abends haben wir gleich ihren Dienst in Anspruch genommen, weil einer unserer Kameraden, ein Franzose, trotz leiser und lauter Warnungen seine Klappe nicht halten wollte. Als wir beschlossen, ihn aus dem Bett zu holen, brachte er ein Messer zum Vorschein, für uns ein Zeichen, die Polizei zu holen, die ihn mit strenger Züchtigung zum Schweigen brachte, dadurch sich für uns die Möglichkeit öffnete, eine gute Nachtruhe zu haben.

Samstagabend auf Proviantsuche gegangen. Ein herrlicher Spaziergang mit einem evangelischen Gespräch.

Sonntag. Im Wald gewesen. Mittags wieder mit einem katholischen Burschen gesprochen, über Erbsünde usw. Drei Briefe geschrieben. An Lena und Jan, an zu Hause und Willy. Wunderschönes Wetter. Also, Sonntag den 20. Juni.

Samstagabend, den 26. Juni

Endlich schreibe ich wieder. Diese Woche gibt es mehr zu schreiben. Am Montag bekam ich ein Paket von Jan und Lena aus Duisburg. Nun, das war sehr süß! Zuckerplätzchen, Kuchen, Marmelade. Ich konnte einfach alles auf einmal aufessen, was ich mir schon vorgenommen hatte. Da mein Magen eigentlich schon nicht in Ordnung war, ging es ihm durch diese Sachen noch schlechter.

Auf jeden Fall ging es am nächsten Tag schief. Mir war schlecht. Am Tag darauf noch schlimmer, sodass ich es nicht mehr ertragen konnte und um 14 Uhr zum Sanitäter ging. Das ist am hiesigen Platz der Arztassistent. Eine schöne Bescherung. In einer dreckigen, un-

ordentlichen, nicht nach Kranken- oder Verletztenversorgung aussehenden Baracke, stehen eine Menge junger Menschen von verschiedenen Nationalitäten. Ich muss einige Augenblicke warten, weil verschiedene Patienten, mehr oder weniger ernste Fälle, vor mir dran sind. Als ich endlich an der Reihe bin, kommt jemand auf mich zu und spricht mich auf Deutsch an. Ich antworte auf Deutsch. Dann stellt sich etwas später heraus, dass er auch Holländer ist, und so kann ich meine Beschwerden leichter äußern. Er erzählt es dem Arzt, und dieser sagt: „Ein bisschen von diesem und von jenem, heute Nachmittag nicht arbeiten.“ Nun, ich war froh. Weil ich nicht arbeiten durfte? Nein, weil ich nicht arbeiten konnte und ins Bett gehen wollte. Aber, o weh. Bevor ich zehn Minuten von der Sanitätsstelle zur Werkstatt und zehn Minuten zurück, zusammen 20 Minuten, gegangen war, fing das gemeine, schnell wirksame Mittel vom Arzt an zu wirken mit der katastrophalen Folge, dass ich unaufhaltsame Schmerzen bekam. Ich konnte nicht mehr gehen und musste doch eine halbe Stunde bis zur Baracke gehen. Unterwegs löste sich mein ganzer Körperinhalt, sowohl oben als auch unten. Mir ging es da so schlecht und ich habe so viele Schmerzen gelitten, das war schlimm. Gleichzeitig wollte ich doch in ein Wohngebiet ankommen, weil ich dringend zur Toilette musste. Als ich endlich taumelnd und torkelnd wie ein Betrunkener beim ersten Haus vom Wohnviertel ankam, fragte ich, ob ich die Toilette benutzen durfte. Dort angekommen, bin ich etwa 20 Minuten halb ohnmächtig mehr gelegen als gesessen. Klatschnass geschwitzt. Bleiben konnte ich dort nicht, nahm allen Mut zusammen, soweit ich den noch besaß, bedankte mich bei der Frau und wankte unter starken Schmerzen weiter. Unterwegs noch zwei Mal niedergesunken, erreichte ich endlich die Baracke, wo ich sofort einschlief. Nachmittags um 15 Uhr sollte ich zurückkommen. Was mit denen los war, weiß ich nicht, aber meines Erachtens, wenn sie fähig gewesen wären, hätten sie doch feststellen können, dass ich nachmittags um 15 Uhr nicht zurückkommen konnte. Am nächsten Tag nicht viel besser, und wieder zum sogenannten Arzt. Man kann es ein Wunder nennen, dass ich noch einen Tag zu Hause bleiben durfte, besser gesagt, in der Baracke. Freitag ging es wesentlich besser, und ich ging wieder zur Arbeit.

Bis Samstagmorgen 8.30 Uhr in der italienischen Baracke gearbeitet. Ziemlich getrödelt und öfters leckere Makkaroni gegessen. Heute Morgen Eisen geschwärzt. Nachmittags schnell die Schuhe weggebracht. In 3 Wochen fertig. Danach ein Paket mit Zeichnungen zur Post gebracht und ein bisschen Wäsche in eine Wäscherei in Esslingen gebracht. Post bekommen von zu Hause. Von Garderen und Leen de Mik. Heute Abend geduscht und Tagebuch geschrieben. Es wundert mich, und ich bin enttäuscht, dass ich von Willy keine Briefe bekommen habe. Die elende Post.

Heute Morgen sagte mir ein deutscher Kamerad, dass ich schlecht aussehe. Wie ist es anders möglich? Schlechtes Essen, schlecht Schlafen und keine Lust haben. Ordentlich beten kann man hier nicht. Zuhause durfte man im Zimmer nicht rauchen, es durfte nicht sein. Hier gehen alle mit einer Zigarette ins Bett. Will man Mundharmonika spielen, muss immer erst gefragt werden, entweder „Oude Taaie“ oder mehr so Sachen. Aber ich mache es nicht, wenn ich nicht will. Dann kommt der Nächste mit seiner Mundharmonika und sagt, dass er spielen wird. Nun, dann höre ich damit auf. Manchmal ist es hart. So auch am Tisch. Mir wird schlecht davon, und wenn es geht, gehe ich nach draußen. Oft habe ich was gesagt, aber sie kümmern sich nicht darum. Wenn ich nur Willy hier hätte und ein Privatzimmerchen oder einen Dachboden. Wenn Willy für mein Essen sorgen würde: das wäre was. Ich war so froh über die Briefe. Nur meiner Mutters Brief rührt mich so arg. Mutter vermisst mich so sehr. Man kann es zwischen den Zeilen lesen. Jetzt höre ich auf, weil neben mir nur gefaselt wird, und doch sind wir nur zu dritt.

Sonntag, 3. Juli

Als Wochenbericht habe ich das eine oder andere zu vermelden. Diese Woche habe ich versucht, ein Zimmerchen zu bekommen. Ich habe die Absicht, ein Zimmer zu kriegen, so Gott will. Mittwochabend habe ich zwei Stunden früher frei gekriegt, um wegen Informationen zum Arbeitsamt zu gehen. Da wurde mir erzählt, dass ich einen Stempel von der Fabrik brauche und dann die Gutscheine bekomme. Dann bin ich losgegangen. In die Berge zwei Abende hintereinander. Gott gefragt, ob er mir helfen will. Und er hat geholfen.

In Ruit habe ich überall gefragt. Den ersten Abend fand ich um etwa 21 Uhr ein nettes Kämmerchen außerhalb vom Ort. Sie zeigten es mir. Es sah ordentlich aus. Es war fast geklärt, nur der Hausherr war nicht da. Deshalb sollte ich am nächsten Abend nochmal vorbeikommen. Das tat ich, aber o weh, der Mann war an der abgemachten Zeit nicht da. Es war niemand da. Da habe ich den ganzen Abend gewartet. In dieser Zeit habe ich noch mit einem Deutschen über Politik und Religion gesprochen. Da endlich kam die Tochter des Hauseigentümers und erzählte, dass ihr Vater nichts davon wissen wollte und dass er sogar wütend gewesen sei. Es fiel mir sehr schwer, aber ich beschloss, mich damit abzufinden. Ich hatte immer gesagt: „Nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe“, also muss ich auch zeigen, dass ich es so gemeint habe. Und ich blieb standhaft, und noch an diesem Abend fand ich ein Zimmer in einer Herberge. Gesehen habe ich es noch nicht, aber ich denke, es wird in Ordnung sein. Der Preis ist 6 Mark. Ob ich die Gutscheine kriege, muss ich auch noch abwarten. Mit ein paar Kameraden bin ich abends nach Esslingen zur Polizei gegangen. Hier kamen wir nicht weiter, da es die Verkehrspolizei war. Sie schickten uns woanders hin. Unterwegs habe ich, obwohl schon spät, noch zwei Meldescheine gekauft.

Am Freitagnachmittag noch mit einem französischen Kriegsgefangenen über die Religion gesprochen. Er schien Philosoph zu sein und hat schon vieles durchgestanden. Er hatte keinen Vater und keine Mutter mehr und war auch nicht verheiratet. Er war schon drei Jahre Kriegsgefangener.

Am Samstag habe ich meine Decken und Essbestecke abgegeben, um dafür eine Quittung zu bekommen. Habe selber Decke und Besteck, habe das schnell erledigt. Abends mit den Kameraden in Esslingen gewesen. Herrlich gegessen. Drei Portionen Kartoffeln mit Möhren und Erbsen, zwei Portionen Pudding und Kompott. Bin nicht dort geblieben, bis die Burschen fertig waren, weil die immer etwas einstecken wollen und versuchen, ohne Bezahlen weg zu gehen.

Post habe ich diese Woche nicht bekommen, nur am Montag einen Brief von Willy. Da Köln bombardiert wurde, denken wir, dass wir deshalb unsere Post nicht bekommen.

Heute habe ich bis etwa halb neun geschlafen, danach Grütze gekocht und lecker mit Butter und Zucker gegessen. Danach bin ich mit meiner Bibel in den Wald gegangen und habe Johannes' Sendungsbrief gelesen. Wie gerne hätte ich jetzt einen Brief von Willy. Vielleicht geht sie heute Abend zum Abendmahl. Auch sie konnte lange nicht zu Versammlungen gehen, und jetzt bin ich dran. Heute Nachmittag werde ich in den Wald gehen zum Briefe schreiben.

Mittwoch, den 6. Juli

Ich sitze am offenen Dachfenster meines Zimmerchens und schreibe. Endlich ist es soweit, dass ich privat wohnen kann, obwohl es sehr viel Mühe gekostet hat und noch kostet, weil ich

eine $\frac{3}{4}$ Stunde hinunter laufen muss und 1 Stunde hoch. Aber es hält sich die Waage mit Ruhe und Freiheit, die ich genieße. Nicht mehr dreckige Tische voll Kartoffelschalen, schreiende und tobende, dreckige und unordentliche Fabrikmenschen. Kein Zigarettenrauch mehr beim ins Bett gehen, keine übermäßig langen Gespräche. In Ruhe am Abend beten. Morgens früh kein „Auf“-Geschrei mehr von ungehaltenen Polizeimenschen. Es ist alles vorbei. Waschen, essen, einiges erledigen und nach einem ruhigen, überlegten Abendgebet sich herrlich zur Ruhe begeben in ein spezielles Federbett mit zwei weichen Kissen, um am nächsten Tag pünktlich von einem Wecker auf dem Nachttischchen geweckt zu werden.

Es war am Montagabend schon spät, als ich einzog. Es war spät geworden, weil ich noch ein Paket von Jan und Lena abholen musste. Ein Kamerad brachte für Zuckerplätzchen meinen schweren Koffer nach oben.

Dienstagabend bekam ich von Zuhause ein Paket, wieder mit einem grünen Brot. Schließlich habe ich es doch gegessen. Dienstagnachmittag nochmals zum Betriebsbüro gegangen wegen einer Lebensmittelkarte. Ziemlich erfolglos, wie Montagabend bei D.A.F. Dort wollten sie ohne Dolmetscher nicht mit mir reden. Beim Wohnungsamt sagte man, dass ich nicht aus dem Lager ausziehen dürfe und das Arbeitsamt damit nichts zu tun hat. Auf den eigentlich wahren Satz von einem Holländer, dass die Maschinenfabrik viel zu viel an uns verdient, reagierten sie böseartig.

Heute früh zwei Briefe mitgenommen. Einen für Jan und Lena und einen für Zuhause. Post aus Holland kommt gar nicht mehr. Soweit heute. Ich gehe jetzt gut schlafen.

Mein Zimmer gefällt mir sehr gut. Gestern Abend etwas zum Lachen erlebt. Ich ging um 21.30 Uhr ins Bett und schlief schnell ein. Als ich aufwachte, war es halbdunkel. Ich ging aus meinem Bett heraus. Es war sicher schon halb fünf und dieser elende Wecker... musst ich jetzt gerade aufwachen? War es die Vorsehung, die das bewirkte? Ich zog mich an und wusch mich. Ich dachte, der Wecker sei bei halb elf stehen geblieben. Als ich mich gewaschen hatte, ging ich nach unten. Im Flug angekommen, öffnete sich die Außentür und eine ziemlich große Dame kam herein. Weil ich barfuß war und es dunkel war, sah sie mich nicht. So erschrak sie sich sehr, als ich auf deutsch sagte: „Es ist dunkel hier.“ Gemeinsam haben wir das Licht gesucht, fanden es aber nicht. Da dachte ich, dass es wohl spät sei und ich in die Fabrik müsste. Da fragte ich sie, wie spät es ist. Wer beschreibt meine große Überraschung, als sie sagte: „Halb elf“. Nun, ich ging wieder nach oben, zog mich aus und ging zurück ins Bett. Den Wecker, der inzwischen auf fünf Uhr stand, habe ich wieder auf halb elf gestellt.

Heute Morgen +/- 9 Uhr aufgestanden und mich gut zurechtgemacht und in die nächstgelegene Kirche gegangen, aber der Gottesdienst war um 10 Uhr schon vorbei, also war ich zu spät dran. Bin in mein Zimmer gegangen und habe Lieder aus der Sonntagsschule gespielt.

Heute bin ich ziemlich niedergeschlagen. Ich bekomme überhaupt keine Post mehr, dazu kommt noch, dass das Wetter für diese Jahreszeit sehr schlecht ist. Regen und Kälte. Meine Schuhe sind völlig kaputt, weil ich jeden Tag zwei Mal eine Stunde durch den Matsch gehen muss. Wenn ich dann abends nach Hause komme, kann ich Füße und Strümpfe waschen, und das mit Geld in der Tasche. Mit viel Geld in der Tasche läufst du, sozusagen, hungrig die Straße entlang. Darüber schreibe ich nichts nach Hause. Nur Willy schreibe ich es. Das hatte ich ihr versprochen. Also tue ich es auch.

Gestern Nachmittag den ganzen Nachmittag gelaufen, um meine Wäscherei zu finden und um das Badhaus zu suchen, wo ich schlussendlich nach dem Bezahlen wieder heraus bin, weil es zu spät für die zwei Brötchen an der Fabrik war. Trotzdem habe ich in Esslingen das eine oder

andere erstanden, u.a. eine deutsche Bibel, Rasierzeug, eine Brieftasche, Bibelsprüche usw... Abends Strümpfe gestopft, auch nachmittags.

An dem Tag, als ich hier ankam, geschah etwas Sonderbares in meinem Zimmer: Als ich am Mittwochmorgen mein Bett aufschlug, lagen auf meinem Kissen eine wunderschöne Kunstkarte und zwei Kirschen. Ich nahm die Karte und setzte sie auf den Spiegel, die Kirschen habe ich daneben gelegt. Am nächsten Tag aß ich die Kirschen und pinnte die Karte mit einem Reißnagel an die Wand. Am Abend war die Karte in vier Teile gerissen und mit einer Nadel durchstochen auf meinen Nachttisch gelegt, wo sie noch liegt und sie vorläufig liegen bleibt. Ich vermute, dass das russische Dienstmädchen es getan hat. Was sie damit vorhat, ist mir unbekannt. Gestern Abend klopfte sie an der Tür. Sie entschuldigte sich, weil sie vergessen hatte, sauberes Wasser hinzustellen. Ist es eine Ausrede oder stimmt es? Ich nahm die Entschuldigung an und sagte, dass ich schon sauberes Wasser geholt hatte, doch sie blieb dabei, dass es ein wenig schmutzig sei, doch ich sagte, sie bräuchte kein sauberes zu holen. Später kam sie wieder, um zu sagen, dass mein Rhabarber am Anbrennen war. Im Flur sagte sie, dass ich nicht auf Strümpfen gehen sollte, weil es unten dreckig wäre, aber ich sagte ihr, dass meine Schuhe total kaputt sind, woraus sie so etwas Ähnliches wie „Krieg“ antwortete.

Heute Nachmittag habe ich Willy nach Haus und an Marigje und Stoffel geschrieben.

Dienstag, den 13. Juli

Sonntag habe ich Essen kochen lassen und auch noch Essen gekocht. Kurz mit einer russischen Dienstbotin geredet. Ich sehe, dass ich das schon geschrieben habe.

Montagmorgen wollte ich noch einmal mein Glück versuchen beim Sanitäter oder beim Arzt. Als ich sah, dass ein paar Kameraden rausgeschmissen wurden, bin ich schnell zurückgegangen, da mein Besuch nicht sehr dringend war.

Abends begegnete ich auf dem Weg zur Polizei einem von zwei Herren der evangelischen Kirche. Kurz mit ihm gesprochen, und er sprach sein Mitleid über meine Umstände aus und deutete hin auf eine höhere Bestimmung. Auch würde er sich bei einer Familie um ein Zimmer oder so etwas bemühen. Ich finde das gut, aber wenn ich meine Scheine nicht bekomme, macht es nichts aus, wo ich bin, in „Zum Hirsch“ oder privat. Ich bekam an diesem Abend auch Kartoffeln. Sehr viele. So kann ich wieder essen.

Diesen Abend ging ich um 16 Uhr aus der Fabrik, um meine Rechnungen in meinem neuen Dorf zu begleichen. Dort war eine sehr nette Dame, die sich zu gefallen bemühte. Als ich mein Nachtkästchen öffnete, fand ich darin viele schwarze Kirschen.

Donnerstag, den 15. Juli

Heute habe ich Neuigkeiten: Letzte Nacht wurde ich um zwei Uhr durch Sirenenlärm aufgeweckt. Ich stand auf und zog mich an. Glücklicherweise dauerte es nicht lange. Um Viertel nach zwei war alles vorbei. Es waren keine Flugzeuge erschienen. Dann schlief ich rasch wieder ein, aber die ganze Nacht habe ich von Sirenen und Bombengefahr geträumt. Tagsüber um halb zwölf war Frühalarm. Aber es folgte kein richtiger Alarm.

Heute Mittag, besser gesagt Nachmittag, habe ich wieder versucht, Scheine zu bekommen. Ich wurde vom einen zum anderen geschickt und war zu spät an der richtigen Stelle. Muss morgen früh wiederkommen.

Ich habe Angst, meinen Meister zu fragen, weil ich schon so oft um Freizeit gebeten habe, dass ich anfangs zu fürchten, dass er eines Tages sagen wird, ich soll am Samstagnachmittag arbeiten, und das möchte ich überhaupt nicht.

Soweit am Donnerstag.

Samstag, den 17. Juli 1943

Ich nehme meinen Füller, um zu schreiben, was in den letzten Tagen geschehen ist:

Mittwochnacht war Alarm. Donnerstag- und Freitagnacht auch. Dienstag war der Tag, an welchem ich über die Probleme mit der Beschaffung der Scheine berichtete. Als ich Dienstag früh um 7 Uhr ankam, sagten sie mir, ich würde keine Scheine bekommen. Ich sprach mit ihnen, aber nichts half. Sie wollten mir überhaupt nicht zuhören. Der Direktor wurde böse und sagte den Damen: „Schreiben Sie nur, dass sie kein Zimmer für Ausländer bewilligen können, die keine Genehmigung vom Landratsamt haben.“ Er sagte mir: „Zeigen sie das ihrem Vermieter und auch dem Bürgermeister von Ruit.“ Ich sagte: „Das ist in Ordnung“, und ging grüßend hinaus.

Dann ging ich nach Ruit. Eine Stunde Fußmarsch, dort war dieselbe Dame vom Dienstag, und sie sagte, sie würde ihren Chef um Rat fragen und ich sollte abends um 7 Uhr noch mal kommen. Das habe ich getan. Als ich kam, sagte man mir, ich sollte in ein anderes Zimmer gehen und den Brief meinem Vermieter zeigen. Als ich ihn meinem Vermieter zeigte, fing er zu lachen an und zeigte einen Vogel. Darum denke ich, dass ich hier bleiben kann.

Gestern Abend hatte ich eine wunderbare Zeit mit einem Mann von der Evangelischen Kirche. Er spielte auf dem Klavier bekannte Lieder von Johannes de Heer, und ich sang sie mit ihm. Eine wunderbare Zeit.

Am nächsten Morgen wachte ich eine Stunde zu spät auf und musste rennen. Ich kam doch noch zeitig an. Heute Mittag bin ich nach Esslingen gegangen wegen meiner Schuhe, doch ohne Erfolg.

Sonntag, den 25. Juli

So, nun schreibe ich mal wieder auf Holländisch, weil sie es hier doch nicht lesen können. Wenn ich das halbe Buch in Englisch schreibe, gefährde ich mich an der Grenze. Ich sehe, dass ich übrigens letzten Sonntag und auch die ganze Woche nichts geschrieben habe.

Nun, letzten Sonntagmorgen bin ich hier in der Nähe in die Kirche gegangen. Ich glaube, ich bin in den Reihen für Frauen gesessen, oder kommen hier so wenige Männer in die Kirche? Jedenfalls saß ich unten zwischen lauter Frauen, dabei sah ich oben vereinzelt einen Mann sitzen. Psalmen singen tun sie dort nicht. Es gab wohl eine Art Dominee. Hier nennen sie ihn Pfarrer. Dieser Pfarrer hatte auch eine Art Talar an. Sie sangen, beteten, sangen nochmals, dann las er einen Teil aus Lukas vor und fing seine Predigt an, welche davon handelte, wie Jesus zu folgen sei. Danach wurde wieder gesungen, gedankt, nochmals gesungen, und

nachdem der Segen gesprochen war, gingen die Kirchgänger, begleitet von süßen Orgelklängen, aus der Kirche.

Sonntagnachmittag wieder auf dem Berg gewesen mit russischen Mädchen und deutschen Männern und Frauen der evangelischen Kirche. Diesmal waren zwei Ukrainer mit mir gekommen. Der eine von Richter Rutherford auch. Lange bin ich nicht geblieben. Ich muss nämlich noch schreiben. Darum bin ich wieder nach Hause gegangen und habe schnell einen Brief geschrieben.

Diese Woche gab es nichts Besonderes. Montag meine Schuhe abholen gegangen. Es war höchste Zeit, denn in Esslingen angekommen, ist die ganze Sohle abgegangen, und ich stand in Strümpfen da.

Diese Woche viel darum gebetet, ob Gott geben wolle, dass ich doch bald etwas von zuhause hören dürfte. Einen Monat lang nichts gehört.

Endlich, Freitag, ein Päckchen von Lena und Jan. Samstagmorgen ein Brief von Willy. Wie gern wäre ich bei Willy. Wenn man einmal verlobt gewesen ist und dann ganz allein, das ist doppelt schwer. Wie wird es ihr gehen? Sie ist natürlich schon in Leiden gewesen. Wenn nur alles gut ist? Ich warte sehnlichst auf einen neuen Brief. Der wird wohl Dienstag kommen, denke ich.

Donnerstagabend wieder diesen einen Mann getroffen, wo ich Geige gespielt habe. Diesmal ließ er mich nicht hinein, sondern wir sind ein Stück gelaufen. Er sagte, dass sie die Ukrainer nicht in ihrer Gruppe haben wollten.

Sonntagnachmittag kamen wir von einem zum andern und haben den ganzen Abend gut über das Evangelium geredet.

Gestern wieder in Esslingen gewesen, geschwommen und einkaufen gegangen. Ich war spät zu Hause, weil ich auf ein Stück Butter warten musste, wofür ich am Montag schon meinen Tabak hergegeben hatte. Da werde ich wahrscheinlich das Nachsehen haben.

Heute gut ausgeschlafen, danach gesungen, gespielt und geschrieben. Heute Mittag mein Essen kochen lassen. Ich bekam Fett darüber, Hackfleisch und außerdem noch ein Stück Fleisch, wofür ich eine Essensmarke abgab. Alles umsonst, weil ich gestern Abend ein paar Buchstaben auf eine Tonne gemacht habe. Deshalb herrlich gegessen.

Heute Nachmittag wieder in den Wald gegangen, um mit dieser Gruppe zusammen zu sein. Aber wo ich auch suchte, ich habe sie nirgendwo gesehen. Nur die Ukrainer, aber denen bin ich entronnen. Dann heimgegangen. Habe mein Lexikon etwas vergrößert, gegessen, Tagebuch geschrieben und danach ins Bett gegangen.

Mittwoch, den 4. August

So, nach anderthalb Wochen doch mal wieder anfangen zu schreiben. Bin sehr beschäftigt mit Strümpfe stopfen und Verdunklung für die Fenster anzufertigen. Die Post kommt jetzt etwas öfters. Letzte Woche bekam ich etwa acht Briefe und diese Woche einen von Zuhause.

Oh, wie dumm sind die Menschen in Rotterdam, das Evangelium so wegzuwerfen. Was wird aus der Sonntagsschule und den weiteren Dingen, wenn sie sich so benehmen?

Sonntag nicht in den Wald gegangen. Habe aber, trotz schrecklich warmem Wetter, den ganzen Tag gelernt und geschrieben. Nur mittags, als es am wärmsten war, bin ich kurz spazieren gegangen mit dem Ergebnis, dass ich fast ein Kilo Pflaumen fand, die vom Baum gefallen waren.

Samstagnachmittag in Stuttgart gewesen. Eine große Stadt mit großen Gebäuden und Plätzen und regem Straßenbahnverkehr. Abends viel gearbeitet, Wäsche gewaschen, Essen zubereitet usw. Am Freitag an Wehrmachtspontonfahrzeugen gearbeitet. Großer Widerwille, natürlich langsam gearbeitet, und der Meister war immer drum herum und sagte, dass es nicht schnell genug gehe.

Am Montag glücklicherweise eine andere Arbeit, aber jetzt wieder mit Hubert van Dalen und N.S. Ber. [?] Nun, mit denen kann man schwer reden. Und er beleidigt einen auch. Er sagt zum Beispiel: „Die Christlichen sind schuld an diesem Krieg.“ Und da wirst du dann einfach dazu gezählt. Ich habe ihm aber gesagt, wie ich darüber denke und dass ich nicht vorhabe, mich für die Fabrik kaputt zu machen.

Bin ich eigentlich zu gleichgültig gewesen oder ist es gut, auch einmal so vorzugehen? Und der Meister redet immer vom „schneller arbeiten“. Gestern Nachmittag bekam ich wieder einen Vorwurf, weil ich zu spät aus dem Waschraum kam. Mensch, das tut weh. Heute Nachmittag beim Sanitäter gewesen. Ein Stück Haut abgeschnitten und Jodium darauf getan, aber der Schmerz ist immer noch da. Was wird das jetzt wieder sein?

Heute Abend lange mit dem Ukrainer gesprochen. Gerade als ich beim Lager von ihm Abschied nahm, kam der deutsche Mann angelaufen, mit dem ich damals gespielt und gesungen habe. Ob er mich nicht mehr mag, weiß ich nicht, aber er sagte kaum etwas.

Sonntag, den 8. August

Bei diesem Datum erinnere ich mich daran, dass ich letztes Jahr so schön gezeltet habe. Die ganze Woche habe ich daran gedacht. Auch heute. So sieht man, wie sich die Zeiten ändern können.

Gestern wieder beim Sanitäter gewesen, und dort bekomme ich vom Arzt einen Beleg, um meine Scheine zu bekommen. Jetzt geht's los. Im Zusammenhang damit bin ich zum Betriebsbüro gegangen, welches nicht bereit war, jetzt etwas zu tun, es sei denn Montagmorgen um 8 Uhr mit Dolmetscher. Das Ende vom Lied war, dass mein Vorarbeiter, der Herr, anfang zu toben, weil ich mit Akkordarbeit beschäftigt war und dass ich darum nicht stundenlange Spaziergänge machen könnte.

[Ein Teil fehlt im Manuskript] vorhanden: für mein Vergnügen dort
Arzt hinkt. Das habe
Übrigens auch gesagt.

Auch sagte er nicht, wo sie jetzt zusammenkamen. Der mag mich bestimmt nicht. Aber fragen tue ich natürlich nicht.

Diese Woche musste ich pausenlos ans letzte Jahr denken. Da konnte ich zum ersten Mal eine Woche mit Willy zelten gehen. Junge, wie wir es genossen haben, und wie schnell geht ein Jahr vorüber. Jetzt bin ich hier in dieser schrecklichen Fabrik.

Ich habe nochmals in Willys Teil vom Tagebuch geguckt. Ja, dann fällt man wie im Traum in die Vergangenheit. He, mein Fuß tut weh und ich bin müde. Ich gehe, glaube ich, rasch ins Bett.

Gestern Mittag musste ich auch an dem Pontonwagen arbeiten. Hätten sie mich bis 6 Uhr arbeiten lassen, hätte ich wenigstens auch Brötchen, Wurst und Butter bekommen. Aber nein, um 4 Uhr ließen sie mich aufhören. Ich protestierte. Nun, ich durfte bis 6 Uhr arbeiten. Später dachte ich: „Komisch bist du, wegen ein paar Brötchen und Fleisch wirfst du deine Prinzipien weg, um zwei Stunden freiwillig weiter zu arbeiten.“ Ich habe dann die Arbeit hingeworfen und aufgehört. Obwohl es sehr schwer ist, da jeden Tag so ein Brötchen mit Wurst viel wert ist. Und doch werde ich keine Minute mehr freiwillig weiterarbeiten. Meine Kumpel lachen, aber ich bin doch ein wenig stolz auf mich, weil ich es getan habe.

Gestern Abend nach Esslingen gegangen, Eintopf und Pudding gegessen, danach mit der blauen Straßenbahn nach Nellingen. Ich dachte, von Nellingen fährt ein Bus nach Ruit, aber falsch gedacht. Konnte den ganzen Weg heim humpeln. Endlich kam ich, nachdem ich unterwegs einige Bekannte getroffen habe, um halb zehn nach Hause.

Heute früh gut ausgeschlafen, gelernt, geschrieben und lecker gegessen.

Montag, den 9. August

Der Tag begann gut, weil ich später als beabsichtigt von zu Hause wegging, weil der Wecker nachging. Nun, da kam ich natürlich nicht zum Lager, um mein Brot und meine Karte zu holen, und zu spät bei der Fabrik an. Beim Pförtner nahm mir die Polizei meine Ausweiskarte ab. Was wird das wieder geben?

Bei der Arbeit angekommen, fing Scherr zu toben an, weil ich zu spät war und nur herumspazieren würde. Schön, und das, wenn du todmüde bist.

Sonntag, den 15. August 1943

Montag bin ich im alten Tagebuch stecken geblieben, sodass das Fräulein mich als Spitzbube ausscholt. Die ganze Woche ging auf dieselbe Tour weiter. Samstag sollte ich meine Schuhe abholen, aber hatte die Abholkarte nicht mehr. Keine Schuhe. Samstag hatte ich viel Brot. Von Willem 1.500 Gramm, ein Weißbrot gekauft und 1.000 Gramm aus der Küche.

Heute ging es mir wieder sehr gut. Heute früh wieder gebetet und gelernt. Um die Kirche herum gegangen und dort eine bekannte, beliebte Melodie gehört. Dann bin ich bei der Sonntagsschule, die gerade anfing, stehen geblieben. Auch hier wieder bekannte Lieder gesungen. „Dort ist ein Helfer groß von Kraft“ und „Freiheit so zu lieben“, natürlich mit anderen Wörtern. Ich habe herrlich gegessen, drei Briefe geschrieben, an Willy, nach Hause und an Wim Beenhakker. Abends Psychologie und Deutsch gelernt.

Mittwoch, den 18. August

Dienstagmittag, während der Mittagspause, gab es Luftalarm bis 1.30 Uhr. Wir sind die meiste Zeit am anderen Neckarufer gelegen. Um 4.15 Uhr war wieder Luftalarm, und wir sind $\frac{3}{4}$ Stunde in den Luftschutzkeller gekrochen.

Heute bekam ich einen Zettel, worauf stand, dass ich drei Mark Bußgeld bezahlen muss für die zwei Minuten, die ich am Montagmorgen letzte Woche zu spät kam, als ich diesen kranken Fuß hatte. Ich zum Lohnbüro und protestiert. Und ich bin damit durchgekommen. Heute Abend um 4 Uhr ging ich in Esslingen zur Polizei, wegen meiner Schuhe. Die Polizei kann auch nichts machen. Sie sagte, ich sollte es nochmals versuchen. Dann bin ich wieder zur Fabrik gegangen, nachdem ich zuerst etwas Obst und Gemüse gekauft hatte. Da ich morgens noch Fettmarken bekam, habe ich abends unten gegessen. Wer beschreibt meine Überraschung, als ich Bratkartoffeln und drei Hackebällchen bekam. Nun, das hat geschmeckt. Danach habe ich noch geschrieben und bin ins Bett gegangen.

Sonntag, den 22. August

Heute bin ich drei Monate hier. Heute früh bin ich um 8.15 Uhr aufgewacht, danach gegessen und zur Kirche gegangen. Gestern war ich wieder wegen meiner Schuhe unterwegs. Sie sagten mir, dass ich sie am Dienstag oder Freitag am Arbeitsplatz oder in der Werkstatt abholen kann.

Heute Nacht habe ich Feuerwache. Ich muss um 8 Uhr losgehen, weil ich um 9 Uhr in der Fabrik sein muss. Heute habe ich Willy geschrieben, nach Hause, an Gerard Reparon und meiner Kusine Mary Rehorst. Für heute ist Schluss.

Mittwoch, den 6. Oktober 1943

Heute schreibe ich wieder weiter im Tagebuch. Habe gerade Briefe gekriegt von Vater, Mutter und Piet und von Willem und Cor. Nun, sie haben viel an mich gedacht. Das lässt mich wieder aufleben.

Heute Abend habe ich wieder gemalt. Junge, schade, dass ich das Bild weggeben muss, aber ich habe es versprochen. So ein schönes Fleckchen am Lek. Nur das Lekboot fehlte. Es wäre etwas für Piet. Rechts ein Bauernhof mit Strohdach unter einer großen Kastanie. Links der Lek, worauf ein Schleppkahn. Nun, wäre ich doch schon wieder dort...

Heute und gestern wieder Schützengraben gemalt. Heute Morgen heimlich abgehauen zum Postamt. Nun ja, dann bin ich wenigstens den Brief los.

Ich habe gerade unten meine braunen Bohnen geholt, aber die waren so verbrannt, dass es eher schädlich als nützlich wäre, sie zu essen. Darum habe ich sie gleich im Mülleimer deponiert. Glücklicherweise waren es nicht viele. Leenes Brief ist noch nicht gekommen, auf Willys warte ich mit Verlangen.

In der Zeit, in der ich nicht Tagebuch geschrieben habe, habe ich angefangen, ziemlich gut französisch zu sprechen. Mit ein bisschen Wille und etwas weniger Arbeiten kriege ich es wohl hin. Vom anderen Job als Kontrolleur habe ich bis jetzt nichts vernommen. Morgen schreibe ich vielleicht weiter.

Samstag, den 15. Januar 1944

Heute, am Geburtstag meiner Mutter, fange ich das Schreiben meines Tagebuches wieder an. Etwas ist passiert, das mich dazu bewegt. Nämlich die Tatsache, dass der Briefverkehr auf zwei Briefe pro Monat beschränkt wurde. Darum werde ich alles Wissenswerte wieder mehr aufschreiben

Heute habe ich an Mutter und an Zuhause gedacht. Wenn nur Piet da gewesen ist. Der ist fein zuhause. Auf der einen Seite bin ich auch wieder froh, denn es ist kein Leben, jeden Abend in der Wirtschaft zu sitzen. Du kannst gar nichts mehr machen oder ausüben. Außerdem kostet es eine Menge Geld. Heute Nachmittag viel zu tun gehabt mit Einkaufen, und schließlich bin ich auf dem Weg nach oben, nachdem ich kurz in der Küche gewesen bin.

Bei dem nebligen Himmel ist es inzwischen dunkel geworden. Beim Berghochgehen denke ich zur Ablenkung wie gewöhnlich an Willy und Zuhause. Was macht sie und was machen die anderen? Manchmal habe ich Fluchtpläne und Fantasien über Wege, die ich in Gedanken gehe.

Heute Abend bin ich aber sehr viel müder als gewöhnlich und wünsche schnell oben zu sein. Doch ich mache Fortschritte, und bald tauchen aus dem nächtlichen Dunkel die zwei matt leuchtenden Lämpchen auf, für mich das Zeichen, dass ich bald beim Dorf bin. Doch höre! Was kommt herbei? Im Halbdunkel unterscheide ich gegen den hellen Hintergrund des Himmels den Körper eines Mannes, der, von der einen zu anderen Seite wankend, den schmalen Weg herunterkommt, schwankend und seltsame Laute von sich gebend, offensichtlich an einen ihm folgenden Kameraden. Ausweichen ist auf dem schmalen Weg unmöglich. Weil ich schon viele Male den Weg im Dunkeln gelaufen bin und vielleicht auch durch andere Dinge, sitzt die Angst bei mir nicht so tief. Doch, ich weiche ihm lieber aus und überlege einige Augenblicke, wie ich an ihm vorbeispringen kann. Es funktioniert, und laut lachend, rufend und schwankend geht der unerwünschte Entgegenkommende an mir vorbei. Ich bin kaum zwanzig Meter weiter, da höre ich den Zweiten rufen und murren.

Doch etwas ist komisch, ich sehe ihn nicht. Wer weiß, vielleicht kommt er gleich unerwartet irgendwo zum Vorschein. Meine Augen versuchen, die Dunkelheit des Waldes zu durchbohren. Dann plötzlich ist der Lärm direkt neben mir, und fast stolpere ich über jemanden, der quer über dem Weg liegt. Sapperlot, jetzt aufpassen. Ist der Betrunkene gefährlich oder nicht? Denn, dass dieser und der gerade vorbei gegangene Kumpel zwei Betrunkene waren, ist bombenfest. Ich gehe im großen Bogen um ihn herum. Doch es passiert nichts. Dann gehe ich näher heran. Soweit es das schwache Licht von der fernen blauen Lampe zulässt, kann ich sehen, dass es eine kleine Person ist. Würde er zu schimpfen anfangen oder mir auf den Leib rücken, wenn ich ihm beim Aufrichten helfen wollte, und ich zögere kurz! Nie zuvor habe ich so aktiv auftreten müssen. Dann ringe ich mich durch. Schlussendlich bin ich ein junger Kerl mit fast 23 und kann mich auch wehren, wenn es nötig ist, und vielleicht hat sich dieser Mann beim Hinfallen verletzt. Ich gehe auf ihn zu und sage auf Deutsch: „Ja was machst du dort eigentlich?“ Die Anrede „Sie“ fand ich zu vornehm für jemanden, der sich wie ein Tier benahm.

Würde er zu schimpfen anfangen? Nein. Er sagte: „Ich bin gestürzt. Ich kann nicht mehr aufstehen. Aber es macht nichts. Ich bleibe liegen. Marie kommt. Sie hat es so abgemacht“. Ich denke: „So ein Trunkenbold.“ Er denkt natürlich an das eine oder andere Mädels. „Ja, aber wie kommt es, dass du gestürzt bist,“ frage ich. „Ich kann nicht im Dunkeln gehen, habe die Grippe und fühle mich schlecht.“ Ein dumpfes Grummen in seinem Bauch bestätigt Letzteres. Sollte ich mich getrauen zu fragen, ob er getrunken hat? Doch beim Riechen seines Atems, als

ich mich über ihn beugte, sagte das alles, und ermahmend sagte ich: „Ja, aber du hast getrunken.“ Stöhnend gab er es einigermaßen zu, aber sich ganz dazu bekennen, wollte er scheinbar nicht. Endlich fragte ich, ob er sich auch verletzt hätte, was er verneinte. Ja, da stand ich nun, er hatte getrunken, aber ihn so liegen lassen konnte ich nicht, und er wollte nicht mitkommen. Ja, aber er hatte doch keinen Willen. Ich hatte doch Kraft, und er durfte dort nicht liegen bleiben. Ich legte mein Gepäck, eine Dose und ein Brot, auf den Boden und versuchte, den Mann hoch zu heben, was auch bald gelang. Auf seinen Wunsch brachte ich ihn zu einer Bank, worauf er wie ein Salzsack fiel.

Während er immer wieder stöhnte und klagte: „Oh, das geht so nicht. Aber Marie kommt“, sprach er mit Nachdruck: „Sie lässt mich nicht alleine. Sie hat es abgemacht.“ Und während er sich aufrichtete, setzte er seine Hand wie einen Trichter an den Mund und rief so laut er konnte „Marie!“ und wieder „Marie“. Aus dem stockdunklen Wald kam aber keinerlei Antwort. Kein Zweig bewegte sich. Um uns herum war Totenstille. Weit weg spielten einige Kinder, deren helle Stimmen bis zu uns vordrangen. „Ja, sie hat geantwortet“, sagte er plötzlich, doch ich vermutete, dass er sich irrte über die Kinderstimmen, was wohl richtig war. Guter Rat war teuer. Ich hatte wenig Lust, den Mann nach unten zu bringen. Nach oben wollte er nicht, und sitzen lassen ging auch nicht. Ans Kommen von Marie glaubte ich auch wenig. Endlich fasste ich einen Beschluss. Ich bringe ihn nach unten.

„Komm, nimm meinen Arm“, sagte ich einigermaßen väterlich barsch, in der Hoffnung, ihm damit seinen Fehler hinsichtlich der Trunkenheit fühlen zu lassen. Der alte Mann gab mir seinen Arm und Schritt für Schritt tastend und schlingernd gingen wir den vorher mühsam erklommenen Weg wieder hinunter. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als uns auf halbem Wege die viel besprochene Marie begegnete. Lachend und schwatzend tauchte sie aus dem Dunkel auf: „Bist du dort? Dein Kumpel liegt irgendwo unten“. Gelächter vom Mann neben mir. Dann: „Du bist eine feine Marie. Ich habe gesagt, du kommst, und dann kommst du auch. Aber warum bist du so spät? Dieser Herr“, auf michweisend, „hat mich nach unten gebracht. Oh, ich bin sehr dankbar. Aber er wird bei mir essen. Essen wird er, verstehst du, Marie?“

Über das letzte war ich nicht sehr überrascht, mehr über alles andere. Dass seine Frau so fröhlich war. Eine andere hätte bei etwas Derartigem geschimpft. Du gibst dir alle Mühe und strengst dich an, während der Verursacher und seine Frau einen Heidenspaß haben. Das ärgert mich. Aber man kann doch schlecht weggehen und die Frau alleine wursteln lassen. Sie hat es wohl gesagt. Aber er würde jedenfalls für Essen sorgen. Unter normalen Umständen hätte ich gesagt: „Nein, danke, aber wenn es euch so viel Spaß macht, müsst ihr auch dafür bezahlen.“

Doch plötzlich, was war das? Da lag der zweite neben dem Weg im Graben. Neue Begründung zum Lachen. Zum Schluss lachte die ganze Mannschaft. Ich regte mich darüber auf. Nun, ihm auch noch auf die Beine geholfen, weil ein Versuch der Frau misslang. Danach zu viert, schaukelnd und schwankend den schmalen Bergpfad hinunter. Der neu Hinzugekommene war noch sehr heiter und verursachte den ersten anzustecken. Der reagierte aber mit schwachem Lächeln, das nicht auf volle Teilnahme schließen ließ. Endlich, nach einer beschwerlichen Tour, während derer die Frau klatschnasse Beine bekommen hatte, weil die Betrunkenen wahllos in Pfützen getrampelt waren, kamen wir beim Haus an.

Nun, der Kerl war froh, dass er dort war, hat mich hundertmal gelobt und auch gut zu essen gegeben, Bauernbrot mit dick Butter, überdies noch einen Sack Äpfel mitgegeben und sich nochmals herzlich bedankt. Seine immer gutmeinende Frau hat ihm inzwischen von der gemeinen Apfelflüssigkeit eingeschickt, ja sogar noch einen Krug hingestellt. Ich sagte nicht

viel, aber dachte umso mehr. Ist das jetzt die Welt? Ich ging tastend, den Weg suchend, wieder nach oben, um weiter den Samstagabend zu verbringen.

Dienstag, den 2. Februar

Gestern auf der Polizeidirektion gewesen, für einen Schein für den Briefverkehr. Es verlief ziemlich einfach. Dann zum Arbeitsamt, nochmals versuchen. Pech, das Arbeitsamt ist nur am Mittwochnachmittag und am Samstagvormittag geöffnet.

Danach meinen Overall bei Seffer geholt und mit der Straßenbahn nach Obertürkheim, um bei der „Post“ ein Stammessen zu essen, was leider nichts Besonderes war. Abends Overall genäht, zum Postamt gegangen für einen Einschreibebrief

Heute.

Der Tag ist normal verlaufen. Nur verstehe ich nicht, dass die Kameraden so mit Herz für die Fabrik arbeiten können und überdies einen anderen auch noch herumkommandieren. Schließlich bist du doch hier, weil du musst. Wirst du dann mit dem Herzen bei der Arbeit sein? Ich nicht. Aber das sehen sie nicht ein. Vielleicht kommt es noch einmal.

Dienstag, den 22. Februar

Heute genau neun Monate hier. Wie lange noch? Gestern Morgen früh von 3.15 Uhr bis 5 Uhr ein schwerer Angriff in der Umgebung von Stuttgart gewesen. Dieses Mal wurde auch die Fabrik teilweise heimgesucht, große Glasschäden wegen einer schweren großkalibrigen Bombe, die in der Nähe niederkam. Einige belgische Baracken schwer beschädigt oder verwüstet. Diesmal bin ich mit meinem Koffer nach unten gegangen. Man kann nie wissen. Kurz nach drei Uhr wurde ich von den Sirenen geweckt. Schnell darauf folgte Schießen, worauf wir in den Keller gingen. Ein kleiner Keller, worin einige Weinfässer und Flaschen als Vorrat lagerten. Das Licht erlosch rasch, sodass ein schnell eingebrachter elektrischer Ofen keinen Dienst erweisen konnte. Später warnte uns ein Kellermitbewohner, dass eine Bombe im Anmarsch sei. Kurz eine kleine Erschütterung, dann ein dumpfer Schlag, welcher Staub von der Kellerdecke fallen ließ. Wir vermuteten, dass die Bombe nicht weit weg gefallen war. Einige Augenblicke später noch eine. Als es etwas ruhiger geworden war, ging der Besitzer der Wirtschaft mit seinem Sohn das Gelände erkunden. Sie kamen zurück mit der Nachricht: „Alles hell in Richtung Stuttgart, und in Mettingen brennt es.“ Sonst blieb es ruhig.

Diesen Morgen ging ich ziemlich ängstlich, aber auch neugierig den Berg hinunter. In den Himmel schauend nach Glut und mich fragend, wo es sein würde. Würde es die Fabrik sein? Wenn es nur nicht das Lager ist. Das wäre schrecklich. Doch hinunter gekommen, war ich schnell beruhigt.

Das französische Lager vielleicht? Oder die Krankenbaracke? Glücklicherweise keines von allen. Das erste, was ich entdeckte, war ein Haus außerhalb vom Fabrikgelände. Doch musste auf dem Fabrikgelände auch etwas brennen. Also ging ich, nach meinen normalen täglichen Verpflichtungen, wie Ausweis zeigen usw., in das Fabrikgelände, worauf ich nach langem Gehen ganz hinten das Feuer entdeckte. Holländer zusammen mit Deutschen waren damit beschäftigt, darüber Herr zu werden, was am Anfang schwer gelang. Erst spät am Abend ist

es gelungen, das Feuer vollkommen zu löschen. In Stuttgart und Cannstatt brannte es noch heute Morgen.

Abends früh ins Bett, um noch einen Brief zu schreiben. Gerade im Bett, kam Voralarm, gefolgt von Schießen und Großalarm. Wieder angezogen und nach unten. Diesmal war hier nicht das Ziel für ihre unangenehmen Entladungen, und wir konnten nach kurzer Zeit unsere Betten erneut aufsuchen.

Heute Abend habe ich meinen Koffer weiter gepackt, um schließlich auf alles vorbereitet zu sein. Zwei Karten geschrieben und mein Tagebuch. Jetzt gehe ich ins Bett.

Donnerstag, den 24. Februar 1944, 9.45 Uhr

Gerade haben die Sirenen wieder Luftalarm gegeben. Das dritte Mal in vier Tagen, und immer Luftgefahr. Dienstagabend habe ich es nicht einmal gehört. Scheinbar fest geschlafen.

Stuttgart, Sonntag, den 27. Februar 1944

Donnerstagabend nicht weggekommen, weil das Schießen zu heftig wurde. Ich habe dann beschlossen, nach unten zu gehen. Nun, es hat ziemlich lange gedauert, bis viertel vor zwölf, dann sagte Herr Gehrung, dass sicher Entwarnung geblasen würde. Wir nach oben. Nachdem ich mich wieder entkleidet hatte, ging ich ins Bett. Ich hatte knapp eine halbe Stunde geschlafen, da hörte ich erneut Rattern von Flugzeugen und näherkommendes Brummen von Abwehrgeschützen. Wieder raus, wieder angekleidet und mit dem Koffer nach unten, wo ich auch wieder den meisten anderen Zimmerbewohnern begegnete. Der Hotelbesitzer war im Bett geblieben, sodass auch der Zugang zum Keller unmöglich war, zum Missfallen der Leute, die dort ihr Heil zu suchen dachten.

Endlich heulte die Sirene „Vor“-Entwarnung. Also noch nicht ganz sicher. Eine gerade in Gebrauch genommene Maßregel, jedoch gar nicht im Sinne des deutschen Volkes. Beschlossen wurde, wieder ins Bett zu gehen.

Zum dritten Mal zog ich mich aus, um doch noch ein wenig zu schlafen. Es war inzwischen halb zwei geworden. Doch dabei sollte es nicht bleiben. Kaum im Bett, näherte sich wieder der Lärm von Flugzeugmotoren. Es wurde ein scheinbar unaufhaltsames, schweres Gebrumme von immer mehr vorbeiziehenden Flugzeugen. In aller Stille hoffte ich, dass sie gingen, da ich sonst wieder aufstehen müsste. Bald stellte sich das Gegenteil heraus. Das Geschütz ging los, dann aber zum dritten Mal heraus und angekleidet. Noch eiskalt vom ersten Mal, fuhr ich in meine genauso kalten Kleider und ging wieder nach unten, wo die anderen auch wieder teilweise waren. Diesmal dauerte es bis halb drei, da endlich blies es „Entwarnung“, und ich konnte mein Bett aufsuchen, um schließlich noch zwei Stunden zu schlafen.

Der Freitag war genau gleich. Um 12 Uhr mittags kam „Luftgefahr“ und um Viertel vor eins wurde abgeblasen. Um ein Uhr heulte es wieder Fliegeralarm, diesmal folgte Großalarm. Es dauerte bis halb drei. Dann blies es „Entwarnung“, um nach zehn Minuten wieder Alarm zu blasen. Jetzt dauerte es bis halb vier, sodass der Tag schnell vorüber war.

Abends beschloss ich, nicht zu spät zu Bett zu gehen, obwohl es doch noch 9.15 Uhr wurde. Ich werde etwa eine Dreiviertelstunde geschlafen haben, als an meiner Zimmertür geklopft wurde. „Herr Mik! Heraus, Fliegeralarm!“ Ich bedankte mich bei demjenigen, der gewarnt

hatte, und sprang aus dem Bett. Nach dem Ankleiden ging ich hinunter, wo ich die ganze Gesellschaft in der Wirtschaft fand, die auf die Stimme des Luftschutzwachdienstes hörte. Diesmal dauerte es ohne Unterbrechung wieder bis halb drei, in welcher Zeit viele Flugzeuge das Gebiet überquerten. Morgens wachte ich wieder um halb fünf auf, aber besaß nicht die Kraft, heraus zu springen, und schlief wieder bis Viertel nach sechs. Ich war dann auch erst um halb acht in der Fabrik.

Um 12 Uhr mittags war wieder Voralarm bis halb eins. Samstagabend kam nichts, und ich bin ruhig ins Bett gegangen. Geschlafen bis heute früh zehn Uhr. Es ist ziemlich kalt in meinem Zimmer, obwohl es jetzt doch taut. Hoffentlich hält das Tauwetter an, sodass wir bald milderes Wetter bekommen.

Sonntag, den 5. März 1944

Wieder einen Sonntag nach einer Woche mit vielen Vorkommnissen und viel Gefahr. War es bis Mittwochabend ruhig gewesen? Donnerstagmorgen, früh um ungefähr zwei Uhr, drang wiederum das Sirenengeheul zu mir durch. Da es erst Voralarm war, beschloss ich noch kurz liegen zu bleiben, obwohl ich es nicht lassen konnte, mein Hemd und die Krawatte schon mal anzuziehen.

Der Großalarm ließ noch einige Zeit auf sich warten, sodass ich an seinem Kommen zu zweifeln begann. Da heulten aber plötzlich die Sirenen, kurz darauf gefolgt vom näherkommenden Schusslärm. Ich springe aus meinem Bett heraus und ziehe mich in aller Eile an. Kaum angezogen und hinunter gelaufen, fühle ich plötzlich einige schwere Erschütterungen, deren Grund ich kannte. Doch schauen wir noch schnell nach draußen, wo wir schon die helle Glut von Luftkugeln und auseinander springenden Granaten sehen. Dann begeben wir uns rasch in den Keller, wo auch bald die anderen Zimmerbewohner, aufgeschreckt durch die sich plötzlich nähernde Gefahr, halb oder ganz bekleidet und schlaftrunken, nach unten hasteten.

Gerade unten angekommen, folgte wieder einiges Dröhnen, danach noch mehr, als schien das Ende nicht in Sicht. Erschrocken sehen wir einander an, soweit wir das beim matten Lichtschein der Kerze noch können, da das elektrische Licht scheint schon wieder kaputt zu sein. Noch mehr und dichter folgt das Dröhnen Schlag auf Schlag. Wir befürchten das Schlimmste. Ein fieberhaftes Beben der Nerven ergreift mich. Habe ich denn soviel Angst? Ich begutachte den Bau des Kellerchens. „Das hält kaum die Splitter ab“, schätze ich. Oh Gott, hilf uns.

Doch ich leide in meinem Herzen. Meine Lippen pressen sich zusammen, genauso wie bei den anderen. So warten wir hilflos, wen das Schicksal treffen wird. Kurz hört der Bombenregen auf. Die in Eile geflüchteten Zimmerbewohner versuchen, schnell einen Mantel zu holen und weitere Bekleidungsstücke. Doch neues schweres Dröhnen vereitelt das Vorhaben. Beim zweiten Mal hält es, und sie kommen mit ihren Kleidungsstücken wie mit einer geretteten Beute nach unten und berichten nicht viel Gutes von oben. Alles hell vom Feuer. Ja, das konnte man sich wohl denken. Dann folgten nochmals einige schwere Bombenerschütterungen, wonach die Gefahr abzog. Nach kurzem Warten, eilten wir nach oben, um die Auswirkung in Augenschein zu nehmen. Bei uns brennt nichts. Doch etwas weiter in der Straße schlagen die Flammen hoch. Auch das Neckartal ist eine Feuerglut, wie auch in Richtung Stuttgart und Nellingen, kurzum in allen Richtungen überall Feuerglut. Wir eilen zuerst zum Feuer in der Nähe, doch dürfen wir noch nicht weit von zuhause weg, da es am Himmel noch unruhig ist.

Viele Neugierige jedoch kommen in hellen Haufen zusammen beim Brand. Wenn wir es auch nochmal probieren, kommt die Masse uns rennend entgegen, rufend: „Ein neuer Angriff.“ Wir zurück und die schon wieder zu Bett Gegangenen gewarnt. Die junge Mutter, die ihr Kindchen schon nach oben gebracht hat, kommt wieder rasch mit ihrem Körbchen nach unten. Auch die anderen folgen, und so sitzen alle wieder unten in der Wirtschaft. Doch es folgt kein neuer Angriff.

Endlich, nach langem Warten, wird, wo es noch möglich ist, weit weg „Entwarnung“ geblasen, sodass alle wieder ins Bett gehen können, soweit sie vom Unheil verschont geblieben sind. Da es inzwischen fünf Uhr geworden ist, beschließe ich jedoch, zur Arbeit zu gehen, wo ich nicht viel Gutes zu erwarten habe. Ich esse etwas und mache etwas zu essen zurecht, worauf ich gehe.

Wie letzte Woche am Montag haste ich durch den Wald, immer raten, mutmaßen und hoffen, was die in Brand bombardierten Orte betrifft. Wird es die Burschen vom Lager getroffen haben? Unten am Berg entdecke ich das erste Feuer. Dort? Das hatte ich nicht erwartet. Vor mir liegt das Lager Weil. Gerade eben links davon brennt es heftig. Ich schaue und bemerke, dass es ein Bauernhof ist. Heftig knisternd und knatternd schlagen die Flammen hoch. Kurz bleibe ich stehen.

Doch dann beschleunige ich meinen Schritt, weil es dort bei der Maschinenfabrik auch brennt. Noch ein Stück und ich bin hinter der Weberei vorbei, sodass ich die Sache besser übersehen kann. Ist es die Fabrik oder ist es dahinter? Die Lager sind es nicht, das erleichtert mich. Dann bemerke ich, dass der Rauch am hintersten Schornstein vorbei geht. Dies gibt mir Sicherheit. Die Fabrik ist getroffen. Näher gekommen wird die Tatsache bestätigt, weil keines der Häuser rechts der Eisenbahnlinie getroffen ist. Endlich wurde die Fabrik doch getroffen.

Ich gehe herum und begeben mich zum Lager, wo ich fast niemanden finde, außer die Kameraden von der Nachtschicht, sodass ich mich auch zur Fabrik begeben. Angekommen begegne ich schon Kameraden, die das Äußerste geben, um zu retten, was es zu retten gibt. Ich schließe mich nicht an, sondern gehe zum Brandplatz und schaue. Es betrifft die Schreinerei und den ganzen hinteren Teil der Fabrik. Das Feuer wütet heftig, während verschiedene Kräfte daran arbeiten, das Feuer zu löschen.

Ich Sorge dafür, dass ich nicht bemerkt werde und gehe alle Gebiete ab, die brennen oder gebrannt haben. Das Resultat ist gewaltig. Überall explodierte und nicht explodierte Brandbomben. Auch unsere Abteilung, die Lackiererei, hat schwer gelitten, weil sie an die heftig brennende Schreinerei grenzt.

Nachdem ich unten im Waschraum mit meinen Kameraden überlegt habe, beschließen wir, das Fabrikgelände zu verlassen. An dem Tag haben wir nicht gearbeitet. Am Morgen im Lager Weil gewesen, das auch von den in der Nähe gefallenen Bomben zu leiden gehabt hat, danach wieder zur Essensbaracke.

Mittags um halb eins werden wir nochmals aufgeschreckt durch Luftalarm, kurz danach gefolgt von heftigem Schießen. In wahnsinnigem Tempo alle wieder in den Schutzraum. Diesmal schien es nur ein Störflugzeug zu sein, bestimmt, um die Auswirkung der nächtlichen Flüge in Augenschein zu nehmen. Nachdem ich nachmittags ein wenig am Ofen der Essensbaracke gegessen habe, bin ich abends um halb sechs nach oben gegangen, wo ich früh zu Bett gegangen bin, weil wir kein Licht hatten.

Freitag bin ich in Obertürkheim schauen gewesen, nachdem ich tagsüber bei der Fabrik Trümmer weggeräumt hatte. Was ich in Obertürkheim sah, war schrecklich. Soviel kaputt. Einige Frauen mit ihren Kindern, die daneben standen und weinten. Überall rauchte und brannte es noch. Zehn bis zwölf Häuser bis auf den Boden, an anderen Stellen halb oder teilweise abgebrannt. Über eine Länge von 500 m, Fabriken, Häuser, Geschäfte usw.

Es war ein trostloser Anblick. Dann zu wissen, dass dies nicht das Schlimmste war. Ich bin nach Hedelfingen gelaufen, wo es, wie man sagte, noch schlimmer sein sollte. Weil jedoch mein Bus nicht in dieser Richtung fuhr, habe ich dort nichts gesehen. Unterwegs jedoch, in Heumaden, war es auch am Brennen und Schwelen an verschiedenen Orten. In Nellingen, Kemnat und Scharnhausen bin ich nicht gewesen, doch da muss es auch schrecklich sein.

Gestern, Samstag, bis vier, auf dem Dach beim Bretterschleppen. Sehr gefroren. Heute Morgen um zehn Uhr gebetet, gesungen und gelesen. Heute Mittag geschrieben und um fünf Uhr Abendmahl gefeiert. Die Gestaltung von Abendmahlsliedersingen und das Lesen eines Schrifttextes stimmten mit den Gebräuchen in Rotterdam überein.

Sonntag, den 12. März

Diese Woche nicht viel passiert. Die ganze Woche habe ich ein bisschen gezimmert, etwas, was mir nicht schlecht gefällt, wenn es auf dem Dach nicht so kalt ist. Gestern sind G[errit] v. Leeuwen und ich nach Esslingen gegangen zum Arbeitsamt für Information hinsichtlich Arbeitseinstellung von Gerrits Frau und die Schwierigkeiten, die damit verbunden sind. Auch habe ich ein Formular gekriegt für Versetzung, worauf ich ein wenig Hoffnung habe, aber was ich doch versuchen werde. Den ganzen Morgen und Mittag sind wir umhergeirrt. An verschiedenen Stellen gewesen. Kinderheime, N.S.V. Kindergarten, Stadtämter, Polizeidirektion, Arbeitsamt. Schließlich auch noch zum Wirtschaftsamt, wo sie mich böse betrogen haben. Auch ergatterte ich sogar noch eine Geige für 90 Mark, sodass ich jetzt Geige spielen kann.

Abends ist Gerrit mit mir nach oben gegangen, um heute Nacht bei mir zu schlafen. Wir haben fein miteinander geredet über allerhand Dinge. Es war so 12 Uhr, und da musste er gehen. Um 3 Uhr war er wieder hier und wir sind bis 6 Uhr in der Wirtschaft gesessen. Heute Nachmittag ein bisschen Geige gespielt, bevor er kam. Jetzt habe ich einen Brief an Willy geschrieben, nach Hause und an Willem in Duisburg. Mein Päckchen habe ich immer noch nicht. Ich fürchte, es ist verloren gegangen. Soweit für Sonntag, den 12. März.

Letzte Woche Sonntag nicht geschrieben. Wenig passiert, überdies nicht viel Zeit gehabt. Gestern, Samstag, musste ich wieder arbeiten. Letzte Woche, Samstag auch, da fingen wir um 1 Uhr an, um 1.20 Uhr war Luftalarm bis 3 Uhr, sodass wir gleich abstempeln und nach Hause gehen konnten.

Mittwoch mit van Leeuwen beim Arbeitsamt gewesen. Für seine Frau. Nun, wir hatten mehr Erfolg. Wir bekamen eine Adresse, wo wir hingegangen sind, doch leider schon vergeben. Später hat er noch weitere Adressen bekommen, wo er noch hingehen muss.

Die letzten zwei Wochen fast jeden Tag Alarm oder Voralarm, nachts oder tagsüber. Im Augenblick weht ein schönes Lüftchen um meinen Körper, das mich schrecklich frieren lässt. Ich habe die Decke auf meinen Beinen, denn ich will doch schreiben. Heute Mittag habe ich von Fr.[iedrich] Zondler herrlich zu essen bekommen. Kartoffelgemüse mit ungefähr 150 gr. Spätzle. Gestern aber habe ich noch um Kartoffeln gefragt, nicht ohne Resultat, ich habe 4 bis

5 Kilo gekriegt, sodass ich lecker gekochte Kartoffeln gegessen habe, gestern Abend. Später am Abend bin ich noch kurz in der Wirtschaft gesessen, aber dort war es auch ungemütlich kalt. Heute Morgen gespielt, gesungen, gebetet und gelesen. Heute Nachmittag Karten geschrieben. Sonst nichts Neues.

Samstag, den 8. April

Die letzten zwei Wochen war nicht viel los, genauer gesagt: hier nicht, wir haben verschiedene Male Luftalarm gehabt, aber dabei blieb es. Mittwochnacht hatte ich wieder einmal Luftschutz. Donnerstagabend meine Schuhe geholt. Gestern, Freitag, habe ich endlich wieder einmal gemalt mit Ölfarbe, nach langer Zeit.

Um 7 Uhr wurde ich von meinem treuen Wecker geweckt. Ich sprang aus meinem Bett und machte schnell die Verdunklung weg, um schnell zu sehen, was draußen für Wetter war. Diesmal war das möglich, weil ich zum ersten Mal bei offenem Fenster geschlafen hatte. Draußen war es dick neblig, doch nur für kurze Zeit. Nachdem ich mich schnell angezogen und gegessen hatte, habe ich in der Bibel gelesen und Geige gespielt, dem Charakter des Tages entsprechend.

Um zehn vor neun kam Gerrit, und wir sind malen gegangen. Wir suchten uns eine Stelle hinter der Kirche aus, drückten unsere Tuben auf die Palette aus und dann ging es los. Es war jedoch schade, dass wir dieses Mal an unsere Zeit gebunden waren, da wir zum Essen nach unten gehen mussten. Zuerst wollte ich nicht mitgehen, doch später beschloss ich, es doch zu tun, was mir hinterher nicht Leid tat. Wegen guten Essens, Brei, halbem Weißbrot, 2 Eiern, Butter und zwei Brötchen mit Zucker. Brei bekam ich sogar zwei Mal.

Mittags nicht mehr nach oben gegangen sondern nach Hedelfingen, spazieren gegangen, von dort mit der Straßenbahn nach Stuttgart, um schließlich der Johannes-Passion beizuwohnen. Nun, es hat uns gut gefallen. Ein gutes Orchester und gute Sitzplätze, weswegen wir früh bei der Kirche waren.

Danach, es war schon 8 Uhr, sind wir zuerst in eine Wirtschaft essen gegangen, wonach wir nach Hause gegangen sind. In Hedelfingen bin ich ausgestiegen und nach oben gelaufen. Heute Morgen bis 9 Uhr geschlafen, danach die Palette etwas gereinigt und einige Vorbereitungen für heute Nachmittag getroffen. Um 2.10 Uhr kam van Leeuwen, sodass wir losgehen konnten, um von neuem unsere Malkunst zu demonstrieren. Als Ziel oder besser gesagt als Objekt wählten wir diesmal einen Misthaufen mit Hühnern, eine Ecke, die uns gut gefallen hat.

Heute Abend um 7 Uhr waren wir zuhause, wo van Vliet schon auf uns gewartet hat, mit dem Ziel, zusammen zu essen. Nachdem er noch unsere Malereien bewundert hat, trat er zusammen mit seinem Kumpel Gerrit den Weg zum Lager an.

Sonntag, den 16. April 1944

Diese Woche jeden Tag Luftalarm. Ein Tag sogar aufsehenerregend. Wohl darum, weil zwei englische oder amerikanische Flugzeuge in geringer Höhe plötzlich über das Tal flogen, wobei Abwehrgeschütze aus verschiedenen Ecken hinterherschossen. Was mit denen passiert ist, ist uns weiter nicht bekannt. Gestern Abend auf dem Heimweg bin ich den russischen Mädchen aus dem Lager in Esslingen wieder begegnet. Wie froh waren die Kinder, dass wir uns

wieder einmal sahen. Aus Freude gaben sie mir ein Sträußchen gepflückte Blumen, herrlich riechende Veilchen aus dem Wald. Morgen wird es wieder Probleme mit meiner Essenkarte geben, weil Jaap van Aggelen sie mitgenommen hat. Nun ja, es kommt was kommt.

Dienstag, den 25. April

Da ich am Sonntag nicht geschrieben habe, gebe ich hier kurz Auskunft über die vergangene Woche wie auch über den Sonntag. Die ganze Woche ist ruhig vorübergegangen bis auf ein Mal Voralarm. Freitagabend habe ich bis 8.10 Uhr gearbeitet, um den Samstagmittag frei zum Malen zu haben. Samstagnachmittag habe ich Blüten gemalt.

Das Wetter war am Anfang nicht so gut. Es war die ganze Woche ruhig gewesen, die Sonne kam abends selten zum Vorschein oder es gab Alarm. Es war von kurzer Dauer. Abends sind wir noch ein wenig spazieren gegangen. Sonntagnachmittag gab es, was es noch nie gegeben hat, wieder Alarm. Kurz wurde geschossen, doch auch dieser Alarm war schnell vorbei. Schon in der Nacht hat es Alarm gegeben.

Mittags kamen meine Kameraden, und wir wollten spazieren gehen. Wieder folgte Alarm. Auch dieser dauerte nicht lange. Wir hatten einen herrlichen Spaziergang. Genau um 6.30 Uhr waren wir zuhause. Montagnachmittag 1.30 bis 3.30 Uhr wieder Alarm mit sehr vielen Flugzeugen, welche, weil schönes Wetter war, gut wahrnehmbar waren. In der Nacht von Montag auf Dienstag folgte wieder Alarm von 12.30 bis 3.30 Uhr. Gehört hatte ich die Sirenen nicht, aber ich wurde geweckt durch das Klopfen an der Tür. Heute Morgen 8 Minuten vor neun gab die Sirene wieder Alarm. So früh hatten wir es noch nicht erlebt. Es dauerte bis 11 Uhr. Der Tag ist weiter normal vorübergegangen.

Montag, den 8. Mai 1944

In letzter Zeit ist es sehr ruhig. Samstag habe ich noch gemalt. Am Morgen war ich nicht so gut drauf, ich fühlte mich richtig einsam und wollte mit niemandem reden, besonders als van Dalen wieder so gemein und niederträchtig zu spotten begann. Dann schweige ich lieber ganz. Vliet dachte, dass ich Heimweh hatte oder dass ich krank war. Aber als ich am Freitagmittag um 12.30 Uhr mal wieder frei hatte, holte ich einen Familienheimfahrtschein, füllte ihn aus und brachte ihn zum Meister. Doch umsonst. Der Meister sagte, ich sollte noch einen Zug warten. Darum wird es erst Juli oder August werden.

Sonntag einen schönen Spaziergang zur Königseiche gemacht. Es war heute den ganzen Tag ziemlich frisch. Heute Nacht hat es sogar gefroren. Heute Morgen war ich zu spät, weil der frühe Bus unten abfuhr als ich nach meiner Zimmertür griff, um weg zu gehen. Darum musste ich den Bus um 5.45 Uhr nehmen und kam zu spät. Heute Abend um 5 Uhr weggegangen, weil ich Luftschutz hatte, und so sitze ich jetzt wieder im Keller. Eine Karte für zuhause zur Post gebracht und für Willy und van Kuiken eine Karte geschrieben.

Mittwochmorgen, 6 Uhr

Gestern hatte ich schreiben wollen. Ich hatte gestern Abend eine nervige Laune. Wahrscheinlich durch das, was ich gestern Mittag erlebt habe. Ich war nämlich glücklicherweise seit 9 Uhr bei der Feuerwehr der Fabrik am Arbeiten, um Werkzeuge zu beschriften. Als ich abends gehen wollte, begegnete ich einem Sanitäter, der eine Trage holen kam. Ich dachte, dort ist

sicher etwas passiert und wollte mehr davon wissen. Also lief ich dem Mann hinterher bis an die Sanitätsstelle. Hier guckte ich hinein, mit dem Resultat, dass ich drei bis vier Polizisten sah, die sich Mühe gaben, ein russisches Mädchen auf der Trage festzubinden. Es war ergreifend zu sehen, wie das Kind sich Mühe gab, frei zu kommen. Was mit ihr los war, war mir soweit ein Rätsel. Wohl erkannte ich am Gesicht das Mädchen, das ich seit einigen Tagen in der Schreinerei gesehen hatte. Doch ich konnte nicht lange bleiben, da plötzlich die Kriminalpolizei in zivil sich näherte, welche mit großem Fluchen mir befahl, weiter zu gehen. Ebenso ein neugieriges russisches Mädchen.

Nachdem ich einige Augenblicke draußen gewartet hatte, öffnete sich die Tür und die Polizei erschien mit dem Mädchen in der Türöffnung, aber diesmal ohne Trage. Sie griffen das arme Kind an Armen und Beinen und warfen es wie einen Hund auf das inzwischen vorgefahrene Auto. Viele Umstehende, unter welchen auch solche mit deutscher Nationalität waren, gaben murmelnd ihr Missfallen kund. Das Kind aber, außer Rand und Band, die Nerven überreizt, sprang sofort auf mit dem Ziel, vom Wagen herunter zu springen. Doch dieses wurde vereitelt durch zwei bis drei Polizisten, die zu ihr auf den Wagen sprangen und versuchten, sie im Zaum zu halten. Das Schaf war nicht zur Ruhe zu bringen und rang und schrie, um dem Griff der Polizei zu entgehen. „Fahren“, schrie der Polizist, und das Auto setzte sich in Bewegung. Noch versuchte das Mädchen frei zu kommen und schrie aus vollem Halse. Doch die Polizisten setzten sich auf sie und hielten sie vom weiteren Schreien ab durch das Auflegen der Hände auf ihren Mund, sodass nur noch ein erstickendes Geschrei ertönte. Mit den vielen Umstehenden sprach auch ich mein Missfallen aus über diese Art des Vorgehens, und ich bebte und ballte innerlich meine Faust gegen so eine Art von Benehmen. Könnte ich nur etwas tun. Aber nein, machtlos. Machtlos wie dieses Kind. Machtlos wie so viele.

Den ganzen Abend war ich einigermaßen beeinflusst durch diesen Vorfall. Nicht nur dieser Vorfall, aber auch der Gedanke, dass man nichts auf dieser Welt verbessern kann, macht einen machtlos. Immer wieder kommt der Wunsch, dass die Welt besser wird und dass man etwas dafür tun kann.

Keiner meiner Kameraden ist einig mit dem Gedanken von mir, nämlich dem vom Glauben, dass eine Welt ihre Verbesserung findet in Liebe und darin, dem Vorbild von Jesus Christus zu folgen. Gewalt muss dabei sein, Gewalt um das Gute zu tun. Gewalt um das, was dem Guten widersteht, zu vernichten. Oh Welt, wohin? Sollten wir es doch einmal verstehen? Vielleicht begreifen wir ein wenig, was Gott mit uns vorhat.

Abends, als ich nach Hause kam, lagen Briefe für mich da und eine Karte von Lena und Jan, drei Briefe von Willy, einer von zuhause, einer von van Garderen und einer von Gustav. Soviel zu lesen, dass ich sogar einen vergessen habe.

Heute Nacht von der Invasion geträumt. Ich hatte in Gouda bei Tante Myn gearbeitet, gemalt und tapeziert usw. Als ich fertig war, brachte sie mir etwas Altes. Ein alter Schmuck. Ich denke aus Gold. Später stellte sich heraus, dass es eine Uhr war, was mich schließlich doch freute. Dann war ich plötzlich auf dem Weg von Gouda nach Rotterdam und ging den Yssel entlang. Nun solltest du, sagte ich mir, mal zum Wasser schauen, worüber man so oft redet. Gerade als ich schaute, meinte ich zu sehen, dass es stieg. Und so war es auch. Immer schneller ging der Strom. Immer höher stieg das Wasser, bis es an den Deichrand reichte. Jetzt ist sicher Invasion in Rotterdam, dachte ich und bekam ein ängstliches Gefühl.

Ich beschleunigte meinen Gang und kam an einige Häuschen am Deich, wo ich kurz hineinging, um die Menschen zu warnen. Manche Bauern wussten weder ein noch aus. Von weitem sah ich schon die Flugzeuge über Rotterdam. Hier war mein Traum zu Ende.

Heute Mittag noch mit einem Deutschen gesprochen über die bessere Welt. Oder lieber, er hat es zu mir gesagt. Nun, er hat gut erzählt, und es war auch etwas daran.

Donnerstagmorgen, +/- 4.45 Uhr

Um mein Haus herum kreist dauernd ein Flugzeug. Heute Nacht war Voralarm +/- eine viertel Stunde. Geträumt, dass ich zuhause war und auf dem Markt ein altes Grammophon gekauft hatte für 20 Gulden, um zuhause Platten zu spielen.

Freitagmorgen 5.20 Uhr

Ich habe verschlafen, aber bin noch nicht zu spät für den nächsten Bus. Ich hatte einen herrlichen Traum: Ich sitze neben Bruder Kaat auf einem Stuhl in der leeren Kirche und schaue um mich herum. Das eine oder andere ist erneuert worden, und ich sage zu Bruder Kaat, wenn alles so aussähe wie im hinteren Teil, wäre es in Ordnung, da dieser Teil von oben mit bleigefassten Glasrahmen mit grünem Glas versehen war. Als wir so dort sitzen, kommen die Brüder und Schwestern hinein und auch die Kinder. Jeder nimmt seinen Platz ein, und die Sonntagsschule kann beginnen. Aber, ja, ich bin doch der Präsident. Ich fühle mich wie fremd, und ich habe die Idee, ob ich lange krank gewesen bin. Ich sehe Bruder Waasdorp [oder: Waaldorp] um die Führung zu übernehmen, da er dafür während meiner Abwesenheit angestellt zu sein schien. Doch ich fühlte, dass ich die Führung übernehmen sollte, umso mehr als Bruder W. nicht zum Podium ging. Also ging ich zum Podium um anzufangen. Bruder W., der mein Bestreben nicht begriff, hatte schon mit einem Lied angefangen und mit einem Gebet eröffnet. Als das Gebet zu Ende war, ergriff ich plötzlich das Wort und bat die Brüder und Schwestern, Lied 5 zu singen, was mir auch nach langem Suchen im kaputten Liederbuch nicht gelingen wollte. Ich konnte es jedoch sehr gut, also las ich es voller Begeisterung vor. „Den ganzen Weg führt mich mein Heiland, was verlangt meine Seele mehr. Sollte ich immer an Ihm zweifeln, der mit leitet von Mal zu Mal.“ Und ich dachte an die Zeiten meiner Abwesenheit. Als es aus war, sprach ich einige Worte, nicht auf meine heisere Stimme achtend, aus welchem Grund ich, meinem Traum zufolge, solange Zeit die Sitzungen habe versäumen müssen. Endlich rieten einige Brüder und Schwestern mir voller Liebe ab, weiter zu sprechen, in Anbetracht meiner Stimme. Ich nahm ihren Rat an und schloss mit dem Segen, dass wir übergehen würden, die heilige Schrift zu behandeln, wobei ich wieder ein Lied versuchte, was ich aber direkt, ohne Buch, auf sagte: „Nähe bei Jesus ist mein Leben, dicht bei Jesus meine Lust.“ Mit diesem Lied war auch mein Traum zu Ende.

Sonntag, den 14. Mai

Heute Nacht träumte ich auch wieder, dass ich zuhause war. Was jedoch, weiß ich nicht mehr. Gestern Morgen Strafzettel bekommen, worin ich beschuldigt wurde, einen mir beauftragten Luftschutzdienst nicht getauscht zu haben. Montagmorgen wird es weiter ausgesucht.

Gestern Nachmittag gemalt bei der Königseiche. Von 1.30 bis 2.00 Uhr Voralarm gewesen. Freitag drei Mal Voralarm. Freitagmittag hat eine Maschine eine Notlandung bei Plochingen gemacht. Im Augenblick regnet es stark, also werden van Vliet und van Leeuwen nicht kommen. Gestern einen Brief von zuhause empfangen, vom 8. Mai.

Dienstagabend, 7 Uhr

Ich sitze wieder in der Luftschutzkaserne. Glücklicherweise ist es nicht so kalt, wie ich es gedacht habe. Van Vliet und van Leeuwen sind am Sonntagmittag doch gekommen, aber wir waren nicht spazieren. Gestern Abend eine Schuldanforderung empfangen über 13 Gulden vom Gew., dem Regionalen Arbeitsbureau in Rotterdam. Heute Nachmittag das Lohnbureau darüber informiert mit dem Resultat, dass ich jetzt weiß, dass ich es bezahlen muss, also es dann auch tue.

Sonntagmittag, den 21. Mai

Gestern Mittag Flieder gemalt bis 7 Uhr. Post gekriegt von zuhause. Vom 15. Mai. Von Willy noch nichts. Um 7 Uhr kam van Vliet. Der Mann war richtig verstoßen, seit van Leeuwens Frau hierher gekommen ist. Denn van Leeuwen hatte ihm gesagt, mit seiner Frau in die „Traube“ zu gehen. Also kam er alleine zu mir. Um 7.45 Uhr sind wir unten essen gegangen und um 8.30 Uhr kam Jacques, welchem ich mein Zimmer gezeigt habe. Danach sind van Vliet und ich eine Runde spazieren gegangen, wonach ich ihn bis auf halbe Höhe den Berg hinunter gebracht habe.

Zuhause angekommen, habe ich mein Zimmer aufgeräumt und mich gewaschen und bin dann zu Bett gegangen. Heute Morgen bin ich um 9 Uhr aufgestanden und habe meine Strümpfe gestopft. Danach habe ich gegessen und meinen Gottesdienst abgehalten. Bis jetzt ist es den ganzen Tag nämlich schlechtes Wetter. Heute Mittag drei Karten geschrieben, nach Hause, an Piet und Willy.

Donnerstag, den 29. Juni

Es ist schon wieder mehr als einen Monat her, dass ich in meinem Tagebuch geschrieben habe. Es passiert auch nicht viel. Letzte Woche Samstag war Paul van der Waal hier um zu posieren. Montagabend kam unerwartet das Mädchen von Mack, dem Bäcker, deren Porträt ich dann auch fertig gemacht habe. Dienstagabend begegnete ich wieder einigen der russischen Mädchen von unserer Zusammenkunft. Sie fragten mich, ob ich wie gewöhnlich wiederkomme. Nun, ich habe nichts versprochen, aber ich weiß schon, dass ich hingeh.

Mittwoch habe ich Bekanntschaft gemacht mit einem anderen russischen Mädchen, Maria Schulz. Ein sehr nettes, aber sehr ungezogenes, verdorbenes Mädchen. Sie hat keinen Vater mehr, ihre Mutter und auch ihr Bruder sind tot. Es ist ihr alles gleichgültig, sagt sie. Sie spricht gut deutsch und ist sehr anhänglich. In Zusammenhang damit sah ich auch verschiedene Fotos von deutschen Soldaten, die sie mit dem Namen „Kameraden“ betitelte. Mit Kirche oder Gottesdienst war sie überhaupt nicht bekannt, und als ich zu ihr davon sprach, lachte sie einmal und es schien mir, als ob das für sie ein schwieriges Thema war. Ihren Körper zu berühren mochte sie scheinbar nicht, denn sie protestierte sehr, als einer der Deutschen es versuchte. Sie sagte, dass sie Kinder mag und arbeiten im Haushalt auch mag. Kraft hätte sie, sagte sie. Das Merkwürdige war, als die Deutschen bei ihr saßen, plauderte und lachte sie in einer Tour. Sobald die weg waren und wir zusammen waren, wurde sie traurig und klagte. Ich machte verschiedene Male den Vorschlag, auch am Sonntag nach oben zu kommen zu diesen anderen Mädchen. Aber davon hielt sie, glaube ich, nicht viel. Da sie 25 Mark verloren hatte, war mir leid tat, bot ich ihr 10 Mark an, doch sie weigerte sich, die anzunehmen. Heute bin ich wieder öfters bei ihr gewesen, um über den Glauben zu reden. Von Willy noch immer keine Post und von Piet und Mutter auch nicht.

Sonntag, den 2. Juli

Der Tag fing trübe und dunkel an, obwohl nicht kalt. Sehr schnell fing es auch etwas zu regnen an. Nun, das versprach, nicht viel zu werden. Bis jetzt ist es besser ausgefallen. Am Mittag begann sogar die Sonne herrlich zu scheinen.

Mein Vorhaben war es, zu diesen Mädchen im Wald zu gehen. Also nahm ich mein Wörterbuch, die Bibel und das Liederbuch und tat alles in meine Tasche. Dann noch meine Mandoline und meine Mundharmonika, und ich war fertig und ging weg. Wie gewöhnlich zur bekannten Stelle. Am Brunnen und den Kirschbäumen vorbei und dann so hinunter. Auf halbem Wege wollte ich versuchen, unterwegs zu sehen, ob Maria vielleicht bei der Brücke stand, weil ich ausgemacht hatte, dass sie dort stehen würde. Doch dies war natürlich nicht so. Was ich schon halb gedacht hatte. Hörte ich es richtig? Da klangen sogar die Singstimmen der russischen Mädchen. Würden sie schon dort sein? Aber sie waren doch nie so früh? Ja, aber ich muss erst gucken, ob Maria dort steht, und dann gehe ich nach oben. Gesagt, getan. Aber nach unten gekommen, keine Maria. Viele Paare gingen bei dem schönen Wetter spazieren, auch einige Russinnen, in Dreier- oder Vierergruppen.

Wohin ich aber schaute und suchte, keine Maria. Hatte ich dafür die ganze Woche gefragt, ob sie auch kommen würde? Nun ja, das Kind interessierte sich natürlich nicht dafür. Ich beschloss, mal wieder nach oben zu gehen und zu der Stelle, wo ich sie zu finden vermutete. Dort angekommen, entdeckte ich jedoch niemanden. Was sollte ich nun tun? An der Stelle war niemand. Nochmals gut nachgeschaut, aber nein. Es war nicht möglich. Hier waren wir doch letztes Jahr auch? Nun, dann warten, bis sie kommen. Langsam schlenderte ich wieder hinunter. Bis ich plötzlich einige von ihnen entdeckte. Sie erkannten mich sofort und wie üblich verwunderte wieder von neuem die herzliche, freundliche Art, wie sie mich begrüßten. Nicht auf die anderen Mädchen, auch Landesgenossinnen achtend, die lachend nebenbei standen. Ich machte mir auch nichts daraus und grüßte sie in ihrer eigenen Sprache: „Sdrastoetsjii“.

So gingen wir zusammen nach oben. Bald hatten sie mir jedoch klar gemacht, dass sie nicht mehr an derselben Stelle waren. Auch sagten sie mir, dass viele Brüder und Schwestern - oder wie sie das nannten – von der Maschinenfabrik dort seien. Bei einem kleinen Busch ging eine nach links und winkte mir zu folgen. „Hier alles Brüder und Schwestern“, sagte sie in gebrochenem Deutsch. Was ich dann sah, erstaunte mich. Auf der offenen Fläche, die vor uns lag, saßen sicher 40 Menschen, russische Männer, Frauen und Kinder.

Die meisten von der M.E. Auf einem Stein, direkt vor mir, saß eine junge Frau, ungefähr 25 Jahre alt, und las aus der Bibel. Viele der Anwesenden erkannte ich. Ich blieb im Hintergrund und versuchte zu verstehen, was sie las, was natürlich umsonst war. Etwa nach einer Viertelstunde hörte die Frau mit lesen auf, und einige fingen ein Lied an, das mir schon von den vorherigen Zusammenkünften bekannt war. Alle kannten es jedoch nicht, da sich bei den vielen Anwesenden auch Katholiken befanden. Immerhin ist Russland überwiegend katholisch. Endlich war ich damit einverstanden, legte freimütig meine Tasche ab und holte meine Bibel heraus. Ich fühlte, dass wir uns sehr fremd gegenüber standen, um so plötzlich mitmachen zu können. Doch sehe, diese Sorge war unnötig. Die junge Frau erhob sich von ihrem Platz und bot mir diesen an. Ich schaute zuerst etwas verlegen umher und traute mich nicht sehr, dann nahm ich den Mut zusammen, als ob ich fühlte, dass ich so eine Möglichkeit, diese Menschen mit Gottes Wort zu trösten, nicht vorüber gehen lassen durfte.

Ich nahm Platz und suchte die Bibeltex te aus, die ich für diesen Nachmittag für gut befunden hatte. Bei mir standen die mir bekannten russischen Mädchen, mit denen ich schon letztes

Jahr zusammen war. Gerne hätte ich über das eine oder andere Thema gesprochen, doch das machte der große Sprachunterschied unmöglich. Glücklicherweise wurde mir bei einem der wichtigsten Punkte geholfen von einer, die gut deutsch sprach und ihre Hilfe als Dolmetscherin anbot.

Viele Dinge hatten wir schon miteinander besprochen und wollten wir noch besprechen, als es arg zu regnen begann. Alle erhoben sich und krochen unter einen in der Nähe stehenden Baum. Als es schließlich zu schlimm wurde, beschloss ich, auch zu ihnen zu gehen, was sie mir übrigens schon geraten hatten. Da man sonst nichts machen konnte, stimmten einige in ein Lied ein, dem die ganze Versammlung folgte. Als die vielen Verse aus waren, nahm ich meine Mundharmonika und spielte die mir bekannten Melodien. Auch jetzt wurde ich wieder getroffen durch die Hilfsbereitschaft dieser Menschen. Papierstücke und Kopftücher legten sie um meinen Hals, sodass ich doch so wenig wie möglich nass werden sollte. Endlich hörte der Regen auf, und wir konnten weiter gehen. Ich nahm wieder meine Bibel und suchte noch einige schöne Teile aus.

Dann plötzlich kam eine der Russinnen, eine alte Frau, beim Lesen auf mich zu und flüsterte lachend in mein Ohr: „Albert kommen“. Ich verstand sie sofort und schaute hoch, doch sah niemand. Nun ja, dachte ich, ich beende zuerst, was ich gerade mache. Danach schaute ich nochmals umher. Etwas verwundert sah ich, wie Albert in einer ehrwürdigen Haltung hin und her lief, hin und weg von der Truppe. Was bedeutete dies? Hat es etwas zu bedeuten? Fühlte er sich vielleicht verdrängt? Plötzlich fiel mir die Antwort ein, die ich bekam, als ich fragte, ob er nochmals zu den Mädchen ging. „In letzter Zeit nicht mehr“, hatte ich damals als Antwort bekommen. Und nun? Ich stand jedoch auf und bot ihm meinen Platz an, welchen er mit großer Verwunderung ablehnte.

War er beleidigt? Was tat dieser Mann doch fremd. Ich kümmerte mich jedoch nicht darum und stellte mich in den Kreis. „Singt ein Lied“, sagte Albert. Verschiedene stimmten ein Lied an, und ich fiel mit meiner Mandoline ein. Inzwischen sprach Albert flüsternd mit den Russinnen. Dann ließ er unvermutet ein Stück vorlesen und dann plötzlich wieder ein Lied. Danach fing er an, auf Latein zu beten. Warum das auf Latein sein sollte, ist mir nicht ganz klar. Vielleicht wohl wegen den Katholischen, die anwesend waren. Jedoch, ich betete mein eigenes Gebet.

Endlich war es fast sieben Uhr, und alle von der Maschinenfabrik gingen freundlich grüßend und händeschüttelnd zur Baracke zurück. Mit den restlichen, die dort noch waren, haben wir kurz überlegt und sind danach weiter nach oben gegangen. Es wird ungefähr halb neun gewesen sein, als tief unter uns Stimmen erklangen und einige Menschen sich auf dem tiefer gelegenen Pfad fortbewegten. Durch unser Singen wurde ihre Aufmerksamkeit geweckt und sie schauten umher, woher das wohl kam. Als sie uns entdeckt hatten, blieben sie stehen. Wir konnten jetzt auch besser unterscheiden, was für Menschen sie waren. Es schienen auch russische Mädchen und Frauen zu sein. Plötzlich passierte etwas Unerwartetes. Als unser Gesang aus war, hörte man aus der Tiefe einen gleichartigen Gesang. Der Zweck davon war, was mir erst später klar wurde, uns oben zu zeigen, dass sie auch zum gleichen Zweck im Wald waren und dadurch Annäherung zu suchen wünschten.

Unsererseits oder lieber seitens der russischen Mädchen wurde dies verstanden, denn ihnen waren die Melodien natürlich bekannt, und wir beschlossen, zu ihnen nach unten zu gehen. Nach einer schwierigen Tour kamen wir bei ihnen an. Hände wurden geschüttelt, und es wurde gelacht und lebhaft geredet. Es war, als ob etwas in allen Herzen jubelte. Ich sah alles aus dem Hintergrund ein wenig an. Waren dies auch Russinnen? So viel netter und westlicher gekleidet. Eine von ihnen, eine alte graue Dame von vielleicht ungefähr fünfzig Jahren, war

bekleidet mit einem beigeen Kostüm. Sie kam auf mich zu und grüßte mich mit einigen russischen Wörtern und Ausdrücken, weil sie meinte, es mit einem Landesgenossen zu tun zu haben, wovon ich ihr jedoch das Gegenteil bewies, indem ich auf mein holländisches Abzeichen deutete. Mit diesem Grüppchen zusammen haben wir noch einige Lieder gesungen und sind dann nach einem herzlichen Abschied nach Hause gegangen.

Samstag, den 8. Juli

Nachmittags gearbeitet, Möbel und Luftschutz. „Gearbeitet“, schrieb ich. Ich habe einen Schrank gefirnissiert und danach die Feuerwache hinten in der Fabrik aufgesucht, wobei ich einen herrlichen Spaziergang gemacht habe. Bei Nummer 25 habe ich mich hingesetzt und bin sogar eingeschlafen. Als ich aufwachte, habe ich schnell Nummer 21 angemalt. Nach der Arbeit habe ich im Neckar gebadet.

Sonntag, den 9. Juli

Mittags um 2.30 Uhr im Wald. Fünf aus der Runde waren schon dort und waren gerade beim Beten. Wir haben dann etwas gespielt, und nachdem noch einige gekommen sind, haben wir zusammen gebetet. Danach haben wir wieder verschiedene Stücke aus der Bibel vorgelesen über Liebe, Einheit, geistliches Leben, Wiederkunft von Christus usw. usw.

Um +/- 5 Uhr kam Hermann. Dann gingen verschiedene schon rasch zur Baracke, und wir blieben mit etwa 13 übrig. Nachdem wir zusammen noch etwas gesungen und gelesen hatten, unter schlechten Wetterbedingungen, kam plötzlich wieder eine ganze Gruppe aus Hedelfingen. Wiederum eine frohe Begegnung, worauf ein Lied folgte, was aus voller Kehle von allen mitgesungen wurde. Danach wurden von Glaubensgenossen beiderseitig verschiedene Fotos gezeigt. Dann wird wieder ein Lied gesungen, wonach ein alter Mann mitten in den Kreis trat und einen Teil vorliest verbunden mit einer kleinen Predigt.

Nun, davon verstanden wir natürlich nicht viel. Jedoch blieben verschiedene Wörter hängen, sodass es auch wieder sehr lehrreich war. Später zeigte der Mann ein Papier, dass er anerkannt war als evangelischer Pfarrer. Auch zeigte er einige Bilder von der evangelischen Gemeinde in Nikolajev. Unter diesen Menschen herrscht viel Leid. Eine Frau erzählte, dass ihre Mutter und ihre vier Brüder schon vor langer Zeit gefangen genommen wurden. Sie zeigte ihre Fotos.

Am Ende der Zusammenkunft begann der alte Mann mit einem Gebet. Dieses Gebet! Mit ihm konnte man das überladene Herz ausschütten, überladen von Schmerz und Leid. Es war eine Wehklage, und schluchzend äußern sowohl Männer wie Frauen ihre Gefühle im Gebet zu Gott. Wenn das Amen gesagt ist, sieht man alle ihre rotgeweinten Augen auswischen. Dann singen wir noch ein Lied, worauf die Frauen sich gegenseitig küssen und wir uns alle die Hand geben. Wieder wird gesungen, und es ist, als ob sie keinen Abschied nehmen können. Dann endlich nach langem Winken, sind sie mit ihren weißen Kopftüchern hinter den Bäumen und dem Gebüsch verschwunden.

Dienstag, den 11. Juli, 11.20 Uhr

Gerade haben die Sirenen wieder ihr Geheul hören lassen, also ist wieder Alarm. Wie gewöhnlich sind wir aus der Fabrik hinausgegangen, und jetzt sitze ich in der Baracke und schreibe. Draußen zieht ein dicker weißer Nebel vom Boden auf und gibt dem doch schon traurig aussehenden Himmel etwas Herbstliches. Der Alarm hat gedauert bis 2.15 Uhr,

wonach noch vierzig Minuten Mittagspause folgten. Kurz danach gab es weiter weg noch einmal Alarm, doch er wurde bald abgeblasen.

Mittwoch, den 12. Juli

Heute Mittag 10 vor 12 Uhr haben die Sirenen wieder Luftalarm angekündigt, und wir sind 10 Minuten vor unserer Mittagspause aus der Fabrik gegangen. Gestern waren viele Flugzeuge da, wer weiß, was jetzt noch kommt. Ich glaube, hier nicht viel. Gegessen haben wir schon.

Gestern Abend bis 8 Uhr arbeiten müssen. Meine Kumpel haben bis 11 Uhr gearbeitet. Während diesem Alarm heute wurde heftig geschossen, und wir sind oft in den Bunker und wieder heraus. Ich habe im Bunker wieder etwas Russisch gelernt. Es dauerte bis viertel vor drei. Das sind drei Stunden. Als Folge davon musste ich wieder bei Küstner arbeiten gehen. Doch nicht länger als bis 6 Uhr.

Donnerstag, den 13. Juli

Heute wieder Alarm von 9 bis 11 Uhr. Fast zum Schluss wurde kurz heftig geschossen. Weiter nichts Besonderes geschehen.

Sonntagmorgen 9 Uhr

Gerade haben die Sirenen wieder Alarm gegeben, und das am Sonntagmorgen. Das Geschütz hat schon wieder gedröhnt, worauf ich meinen Koffer nach unten gebracht habe. Viertel nach acht bin ich aufgestanden. Wie ich schon im Bett bemerkt hatte, tröpfelte ein sanfter Staubregen nieder, der jedoch bald zu einem starken Regen überging. Wie groß war dann auch mein Erstaunen, als ich in der Ferne das näherkommende Geheul der Sirenen hörte. Das bedeutet meistens auch eine Aufhellung des Himmels, denn dann kommen sie. Jetzt regnet es jedoch noch (9.15 Uhr). Jetzt um 11.30 Uhr geben die Sirenen Entwarnung. Es ist schwer geschossen worden, doch in der Nähe ist, glaube ich, nichts passiert.

Montagmorgen, 10.30 Uhr

Wiederum Alarm! Es wird schon schwer genebelt. Was gestern vermutet wurde, erwies sich bald als richtig, weil schon bald aus Stuttgart angerufen wurde, dass in dieser Stadt verschiedene Bomben gefallen waren. So sieht man, dass man auf den Rückflug nicht vertrauen kann.

Gestern Mittag wieder im Wald zusammen gekommen. Diesmal waren es nicht viele. Auch Hermann und Albert waren nicht da. Albert ist später doch noch gekommen. Wir haben zusammen gelesen über die Auferstehung. Einige von der Maschinenfabrik waren auch da. Als unser Thema ein wenig abgehandelt war, haben wir zusammen Lieder gesungen und gespielt. Um 7.30 Uhr, als wir gerade gehen wollten, kam wieder die ganze Gruppe aus Stuttgart und aus anderen Orten. Wiederum ein Umarmen und Hände geben, als ob es kein Ende nehmen würde. Dann miteinander Lieder gesungen, wonach gebetet wurde und derselbe Mann von letzter Woche wieder predigte. Danach sprach Albert noch einige Worte als Gruß. Nachdem noch einige Wieder gesungen wurden, gingen wir heim.

Dienstag

Heute früh Alarm von 10.45 Uhr bis 11.45 Uhr. Vorentwarnung um 11 Uhr.

Mittwoch

Heute Alarm von 9 Uhr bis 11.30 Uhr. Erneut Voralarm von 12.30 Uhr bis 1.30 Uhr.

Freitag

Alarm um 9.30 Uhr bis 12 Uhr. Schrecklich geschossen, und in der Nähe, in Esslingen usw. ein paar Bomben, Blindgänger, gefallen.

Ich war dann wieder wie an den anderen Tagen in den Schutzkeller gegangen, wo ich vermutete, dass die Russinnen saßen, um noch ein Wörtchen Russisch zu lernen. Meine Vermutung war richtig. Unten war wieder dieselbe Gesellschaft. Ich begab mich zu ihnen und fing zu reden an. Einiges fiel vor, manches war bewunderungswürdig, anderes musste man missbilligen.

Von einem dieser Vorfälle möchte ich hier kurz erzählen, welchen ich als „treffend“ bezeichnen kann. Das Alter der Mädchen schwankte etwa zwischen 17 und 20 Jahren. Unter ihnen war auch ein Junge von etwa 15 Jahren, klein geraten. Er saß zwischen den Mädchen und machte Witze. Dann wurde plötzlich das Schießen draußen heftig, und von beiden Seiten strömten Männer und Frauen in den Bunker, und glaubten, dort sicher zu sein.

Die Mädchen machten beim Hören des schweren Donnerns draußen, schon ein wenig ängstliche Gesichter. Einige stießen Seufzer aus und krochen dichter zusammen, als fühlten sie sich dann sicherer. Ein Mädchen neben dem 15-jährigen Knaben legte ihr Köpfchen an den Jungen. Er fasste es und schlang seinen Arm um ihre Hüfte in beschützender Haltung. Das rührte mich. War dies Leidenschaft vom Jungen? Nein, denn siehe, in vollem Ernst geschehen diese Dinge. Das Mädchen ließ ihren Kopf weiter sinken bis auf seine Knie. „Angst?“, fragte ich. „Ja“, sagte der Junge, „Maroeschka angst, bum bum.“ „Ach“, dachte ich, „ihr armen Kinder“. So jung und so viel erleben zu müssen. Danach streichelte er sie als wäre sie für ihn etwas Wertvolles. „Deine Schwester?“, fragte ich ihn jetzt. „Nein“, sagte der Junge. „Nichts Schwester hier, nichts Vater, nichts Mutter. Nichts wissen wo.“ Das war nun der fröhliche Junge von vorher. Konnte jemand so gut Leid verbergen oder machte das Leid auf diese Menschen so wenig Eindruck? Es blieben Fragen für mich, aber mein Herz schrie...

Samstagabend, den 22. Juli

Den ganzen Tag war schreckliches, schmutziges und schlechtes Wetter. In einer Tour fiel der Regen vom Himmel. Da wir nicht arbeiten mussten, bin ich, nachdem ich mich gewaschen hatte, auf den Weg nach Hause gegangen. Meine Aufmerksamkeit wurde erregt durch einige russische Frauen mit Kindern, die schwer bepackt und beladen über den Deich entlang dem Neckar forttröteten. Sollte ich versuchen, mit ihnen zu sprechen? Nein, noch besser, ich sollte ihnen tragen helfen. Gerade der Frau dort mit dem größten Sack. Also überlegte ich und in meinem Herz jubelte es schon, dass ich nun meinem Mitleid Luft machen konnte, indem ich ihnen einen Dienst erwies. Ich beschleunigte meinen Schritt, um sie einzuholen. Eine Frau lief ohne Sack und ging auf die vorderste zu. Kurz zweifelte ich, doch nein, die Frau schien nicht tragen zu können, also konnte ich doch meine Dienste anbieten. Ich hatte sie jetzt eingeholt,

und neben mir ging ein Mädchen, etwa zehn Jahre alt, mit einem großen Sack auf ihren Schultern, den eine andere Frau, vermutlich ihre Mutter, gerade darauf gelegt hatte. Ich begriff, dass sie ihr Hab und Gut zurück führten zur Baracke, die gerade ausgegast worden war. Kurz sah ich das Kind an. Dann steckte ich ihr meine Tasche zu und bedeutete ihr, mir den Sack zu übergeben.

Fortsetzung vom 22. Juli 1944

Sie schaute erstaunt auf, doch sie verstand mich, und mit dem Gesicht einer Erlösten reichte sie mir den Sack oder besser, ließ sie sich den Sack von ihren Schulterchen holen. Deutsch konnte das Kind natürlich kein Wort, also musste ich mein Können auf dem Gebiet der russischen Sprache zeigen, wollte ich ein bisschen Konversation haben. „Wie alt bist du?“, fragte ich das Kind. „Zehn Jahre“, antwortete sie. „Woher denn?“, fragte ich weiter. Dann nannte das Kind einen Namen, den ich fast im selben Augenblick schon wieder vergessen hatte. Weil mein russischer Wortschatz nicht so groß war und ich dies auch nicht mit deutschen Wörtern ausgleichen konnte, war unsere Konversation schnell zu Ende. Wohl fragte ich sie noch, ob sie in der Baracke auch einmal in ihrer Bibel las, aber davon verstand sie augenscheinlich nicht viel. Bei der Baracke angekommen, grüßte ich sie in ihrer eigenen Sprache und ging wohlgemut davon.

Etwas später begegnete ich der Frau, die mit ihrem Kind auf dem Arm nicht so schnell hat gehen können. Sie bedankte sich freundlich und hastete weiter, um auch in die Baracke zu kommen.

Sonntag, den 23. Juli

Heute schlechtes Wetter. Dunkle Wolken bedecken den Himmel, und den ganzen Tag hat die Sonne nur einmal die Möglichkeit gehabt, durch den Wolkenschleier durch zu spähen. Wie gewöhnlich bin ich heute Mittag unter schwierigen Umständen, wegen des Baggers, wieder hinunter gegangen, um dort mit den Mädchen unsere wöchentliche Zusammenkunft zu halten. Ich brauchte nur eine viertel Stunde zu warten, bis die ersten kamen. Wie immer freundlich grüßend und Grüße überbringend von dieser und jener. Wir haben etwas gesungen, bis mehrere kamen. Danach haben wir gelesen über Zeugnis und Glaube und zum Schluss über Liebe. Es war nicht einfach, ihnen deutlich zu machen, was ich genau meinte. Doch gelang es später besser. Um etwa 6.30 Uhr bat die ältere aus der Gruppe, eine Frau von, wie ich meine, um die vierzig, mit einem Gebet zu schließen. So beteten wir dann zusammen. Wie üblich wurde dieses Gebet gesteigert zu einer Klage, und als es aus war, konnte man wieder verschiedene weinen sehen. Dann fing eine von ihnen an zu sprechen. Was sie genau sagte, verstand ich nicht, aber wie ich später zu hören bekam, war es ein Bußgebet. Auch ihre Freundin neben ihr sprach, etwas weniger beeindruckend, einige Worte, worauf die andern antworteten und mit einem Lied einstimmten.

Dann las die alte Frau noch etwas aus Matthäus vor. „Das Pfenniglein der Witwe und der Verlorene Sohn.“ Jetzt begriff ich, was los war. Die zwei hatten sich scheinbar in diesem Moment Gott hingegeben. Nochmals beteten alle inbrünstig. Als das Amen ausgesprochen war, gingen alle auf die zwei Mädchen zu und küssten sie drei bis vier Mal so innig, dass ich davon gerührt war. So eine Liebe zwischen verschiedenen Menschen. Sie machten einen sprachlos. Viele wären beschämt worden, wenn sie so eine Liebe sähen. Mir wurde dann mitgeteilt, was geschehen war, worauf ich auf die beiden Mädchen zugeing und herzlich die Hand drückte, gleichzeitig meine linke Hand auf ihre Schulter legte und ihnen einige aner-

kennende Worte sagte. Hiernach gingen wir den Berg hinunter, wo wir, unten angekommen, voneinander Abschied nahmen.

Montag, den 24. Juli 1944

Heute Morgen Fliegeralarm von 11.15 Uhr bis 13 Uhr.

Dienstag, den 25. Juli 1944

Heute Morgen 12.30 Uhr bis 2.30 Uhr Luftalarm. Stuttgart und Umgebung in Brand. Lager Weil einige Bomben und auf dem Berg hinter dem Lager Weil auch, doch diese ohne Personenschaden. Abgeworfen wurden Pamphlete und Lebensmittelkarten wie für Fleisch, Brot und Wurst. Da ich gestern Abend schön spät zu Bett gegangen bin, habe ich wenig geschlafen, mit der Folge, dass ich heute Morgen bis halb sieben durchschlief. Als weitere Folge des Alarms von heute Nacht musste ich heute Morgen bei Küstner arbeiten gehen.

Mittwoch, den 26. Juli

Heute Morgen um 1.30 Uhr Alarm. Erst nach einer halben Stunde wurde das erste Schießen gehört. Wie gewöhnlich nach unten. Schnell kamen dann auch die ersten Bomben mit den darauf folgenden Lichtkugeln. Die nächsten Augenblicke wurden Momente von Spannung und Erwartung des Schicksals. Immer schlimmer zitterte und dröhnte der Boden von hinunter tausenden Bomben und explodierenden Granaten. Darüber hinaus das unheimliche, verdrießliche Summen Bombenwerfern, die Tod und Verderb säten. Dann, nach einer halben Stunde, wurde es etwas ruhiger, und wir wagten uns hinaus. Das Resultat war erschreckend anzusehen. In Richtung Stuttgart ein Feuersee.

Doch sollte es noch schlimmer kommen, als vermutet wurde. Am nächsten Tag in der Fabrik war die Reaktion gut bemerkbar. Beklemmende Stimmung bei den Arbeitern, hauptsächlich bei den Deutschen. Große Lastwagen voll ausländischer Arbeiter fahren hin und her. Männer und Frauen mit Schaufeln und Gabeln auf den Schultern werden von der Fabrik abgeholt und nach Stuttgart transportiert um dort die nötigen Aufräumarbeiten zu verrichten. Und der Rauch steigt in den Himmel, hoch über die Gebäude und über die Berge hinaus und macht den Tag zum zwielichtigen Abend. Die Welt brennt.

Donnerstag, den 27. Juli

Heute Nacht Voralarm. Aufgestanden, doch der große Alarm kam nicht. Auch habe ich meinen Koffer noch nach unten gebracht.

Freitag, den 28. Juli

Heute Nacht Alarm von 1 Uhr bis 2.30 Uhr. Ebenso wie letzte Nacht wurde ich vom Geheul der Sirenen aufgeschreckt. Diesmal Voralarm und Großalarm durcheinander, sodass ich mit dem Schlimmsten gerechnet habe und nicht ohne Grund. Denn knapp eine halbe Stunde später erklang ein sich näherndes Geschützfeuer, worauf sofort von verschiedenen Seiten die Sirenen Großalarm gaben. Also ich meinen Koffer genommen und hinunter. Dort war alles

noch geschlossen, und die Bomben fielen schon rundherum, und man nahm schon Brand wahr. Es dauerte nicht lange. Es war kurz, aber heftig. Heute Morgen Alarm von 8.30 Uhr bis 9.30 Uhr. Im Keller gewesen und noch etwas russisch gelernt.

Samstag, den 29. Juli

Heute Nacht Alarm. Dieser Alarm dauerte länger und war auch heftiger. Jedenfalls wo es war. Bei der Maschinenfabrik auf dem Berg fiel eine große Luftmine, wodurch ein Großteil der Fenster von der Ostseite der Fabrik beschädigt wurde. Ja, durch den heftigen Luftdruck wurden sogar einige ganze Fenster rausgeschlagen. An der Stelle, wo eine Bombe gefallen ist, zeigt sich ein großes Loch, etwa vier Häuser groß.

Sonntag, den 30. Juli

Heute Nacht Alarm, doch es sind keine Flugzeuge gekommen, also wurde wieder rasch abgeblasen. Heftige Regen- und Gewitterschauer folgten dem Alarm. Obwohl sie durch die Sonne und ein Stückchen klaren Himmels abgewechselt wurden, hat es doch den ganzen Tag geregnet. Es hat uns aber nicht davon abgehalten, im Wald zusammen zu kommen, wo wir wiederum miteinander gesungen und gelesen und gebetet haben. Hermann und Albert waren auch da. Zwei Mädchen wünschten wieder, wie letzte Woche, Buße zu tun, oder anders gesagt, sich zu bekehren für den Herrn, worüber Anna, eine ältere Frau, die Führung übernahm. Um halb acht bin ich nach oben gegangen, wo ich schnell gegessen habe, um danach zu Familie Epple zu gehen. Auch hier musste ich wieder mitessen und habe danach einige Lieder auf der Mandoline gespielt.

Montag, den 31. Juli

Zuerst sah es danach aus, dass wir diesen Morgen keinen Alarm haben sollten. Um 11.50 Uhr klangen plötzlich die Alarmschüsse, und innen klangen die Alarmsignale. Luftgefahr. Kurz darauf gefolgt von Großalarm. Das hat etwa drei Stunden gedauert, wobei ich wiederum russisch gelernt habe mit den Russen unten im Keller. Nach dem Alarm bekamen wir zu essen, sodass den ganzen Nachmittag frei war von 3.30 Uhr bis 6 Uhr. Heute Abend zum Rössle zum essen gegangen. Niemand schaute mich an oder fragte mich etwas, also fühlte ich mich genötigt, zu allerletzt die Bedienung zu rufen. Einige Menschen, die lange nach mir gekommen waren, waren schon längst beim Essen. Da kam sie endlich zu mir und sagte, dass es keine Suppe mehr gab und auch keine Nudeln, nur noch einige Kartoffeln. Noch eine Viertelstunde gewartet. Dann kam sie wieder mit meinem Gutscheine. Es gab keine Kartoffeln mehr. Nun, das hätte sie auch früher sagen können, dann hätte ich nicht umsonst die ganze Zeit warten müssen.

Sonntagnachmittag wieder unten im Wald gewesen. Diesmal waren sehr viele anwesend. Auch von Oberesslingen drei bis vier Männer mit vielen Frauen und Mädchen. Auch Maria war dort. Behandelt haben wir den Heiligen Geist. Nach 7 Uhr kam auch Hermann, und mit Albert, der schon früher gekommen war, und der alten Gruppen sind wir den Berg hochgeklommen und sind dort oben bis 9 Uhr gesessen. Die Mädchen aus Oberesslingen baten mich, am Sonntag zu kommen. Ich habe es ihnen nicht fest versprochen.

Sonntag, den 13. August

Heute Nachmittag kamen viele Russen zusammen, und wir haben viel gesungen. An diesem Nachmittag hat Gefahr gedroht. Bald nachdem ich gekommen war, Hermann war schon da, erschien unter der großen Anzahl Russen auch ein Deutscher, welchen wir wie so üblich gleich entdeckten. Anna, eines der russischen Mädchen, ging zu Hermann, worauf dieser sich entfernte. Schon bald darauf kam der Mann in meine Richtung. Ich schaute nicht um, doch bemerkte ich an seiner Bewegung, dass er mich gut aufnahm. Als ich meine Bibel öffnete, kam er näher und sah beiläufig hinein, um daraus zu erkennen, mit wem er es eigentlich zu tun hat. Es muss für ihn eine Enttäuschung gewesen sein als er bemerkte, dass es kein Deutsch war, was darin stand. Verschiedene Male lief er im Kreis umher, unbemerkt von den Anwesenden, die zu sehr vertieft waren in ihren Gottesdienst.

Montagsmorgen Alarm mit heftigem Schießen. Dienstagmorgen Alarm, kein Schießen, nachts Voralarm. Mittwochmorgen ½ Stunde Alarm ohne Schießen.

Fortsetzung vom Sonntag

Dann kam er plötzlich wieder hinter einigen Büschen hervor. Mit einem Feldstecher spähte er zum höher gelegenen Wald. So ging es den ganzen Nachmittag. Es störte jedoch den Gottesdienst nicht. Jeder freute sich. Viele beteiligten sich, sei es mit Gesang, sei es mit Dialog, einem Gedicht oder einem Psalm.

Später sprach noch der Evangelist, der schon früher in unserer Mitte sprach. Dann beteten sie wieder und machten Anstalten, nach Hause zu gehen. Mit Ausnahme von denjenigen, die immer blieben. Ohne dass ich es gesehen hatte, hatten sie doch Kontakt zu Hermann bekommen und von ihm erfahren, dass wir auf den anderen Berg gehen sollten. So kamen sie dann plötzlich auf mich zu und fragten, ob ich schnell mitkommen würde, gerade als ich im Gespräch war mit einem Mann, welcher der Zusammenkunft beigewohnt hatte. Er schien ein Jugoslawe zu sein, welcher aber schon lange in Deutschland war. Er vermutete scheinbar, dass ich ein Russe sei, denn er war verwundert über die schnelle Art, wie ich deutsch sprach. Ich klärte ihn jedoch schnell auf, indem ich sagte, dass ich Holländer sei. Er fragte mich dann das eine oder andere über die Zusammenkunft und den Glauben im Allgemeinen und die Möglichkeit des Bestehens in verschiedenen Ländern. So gerieten wir bald an Thesen, worüber es wohl das eine oder andere zu diskutieren gab. Inzwischen zogen die Mädchen an meiner Jacke, damit ich mitkäme. Ich fragte den Herrn nach seiner Adresse und entfernte mich mit den Mädchen.

Auf dem anderen Berg angekommen, drohte noch immer Polizeigefahr. Darum haben wir nicht gesungen. Um etwa neun Uhr haben wir uns verabschiedet. Dieser Abschied ist immer wieder rührend. Die Mädchen umarmen dich dann. Nur aus reiner Liebe, ohne jeden Nebenzweck. Mit den deutschen Damen aus Denkendorf sind wir weiter hoch gegangen und sind dort noch einige Zeit gesessen bis nach 10 Uhr. Gesungen und gespielt. Danach im Dunkeln heim gegangen. Albert ist immer seltsam. Er erzählte, dass er geträumt hat, ein geistlicher Traum, der Inhalt folgender:

Er sollte mit dem Zug wohin fahren als dieser gerade abfuhr. Zu spät. Obwohl er sein bestes gab, er erreichte ihn nicht mehr, aber diesen Zug musste er haben. Er fuhr in die Hauptstadt. Da passierte es plötzlich, dass der Zug nicht weiterkonnte. Einige Augenblicke später befand er sich allein im Zug, und auf seiner Fahrkarte war ein Stempel. Von Gott. Er erzählte viel,

wobei auch ich vorkam. Endlich nahmen wir Abschied, und nachdem ich nach einer viertel Stunde auch von Hermann Abschied genommen hatte, ging ich nach Hause.

Donnerstagnacht 12.15 Uhr bis 12.45 Uhr Alarm. Von Mittwoch auf Donnerstag Luftschutz.

Samstag, den 19. August

Ich hatte vor, am Nachmittag zu diesem Jugoslawen zu gehen. Ich war in Esslingen gewesen und saß in der Straßenbahn nach Obertürkheim. Gerade um die Ecke in Mettingen sah ich die russischen Mädchen gehen. Sie sahen mich gerade noch, und wir winkten uns zu. Plötzlich beschloss ich auszusteigen und zu ihnen zu gehen. So geschah es, und es traf sich gut, dass sie auch zum Lager „Kies“ mussten. Beim Lager „Kies“ angekommen, fragte die Polizei, wohin ich ging. Ich antwortete ihm „Baracke“, worauf er mich durchließ. Das war ein Glück, worüber ich mich dann auch wunderte.

Als ich jedoch eine halbe Stunde im Lager war, kam ein Polizist auf mich zu und fragte, was ich im Lager tat und welche Nationalität ich hätte. Ich antwortete ihm: „Holländer“. Auch fragte er mit immer größer werdendem Erstaunen, wie ich eigentlich hinein gekommen war. Nach seiner Meinung war ich bestimmt nicht durch die Pforte gekommen. „Was denken sie denn“, sprach ich, „dass ich vielleicht durch den Zaun gekrochen bin? Nein, ich bin ganz normal durch die Pforte gekommen.“ Dann kam noch ein zweiter Polizist dazu, der noch lauter zu schimpfen begann. Ich blieb ruhig, aus dem einfachen Grund, weil ich nichts Böses getan hatte. „Komm mit“, sprach endlich einer der beiden mit schroffem, gebietendem Ton. Ich mit. Zum Eingang brachte er mich zu dem Polizisten, der so dumm gewesen war, mich durch zu lassen. „Hast du diesen Holländer herein gelassen?“ „Ja.“ „Aber das darf doch nicht sein, er ist doch ein Holländer!“ „Ja.“ Das war das Einzige, was der Angesprochene sagte, weil er sich sicher schuldig fühlte. „Raus,“ sprach der andere wieder zu mir. Ich wünschte höflich „Wiedersehen“ und ging hinaus, auf 20 Meter gefolgt von den Mädchen. So sind wir dann draußen im Gras gesessen und haben Fotos angeschaut. Später, als noch einige kamen, haben wir etwas gesungen und danach noch etwas gelesen über Einheit des Evangeliums und Krankengenesung. Nachdem wir gebetet hatten, sind wir auseinander gegangen. Worauf ich wieder mit den Mädchen bis zur Brühlstraße gegangen bin. Danach noch beim Lager mein Brot holen gegangen und schließlich im Stockdunkel nach Hause gegangen.

Sonntag, den 20. August

Diesen Teil schreibe ich wieder auf Englisch. Sonntagnachmittag zwei Uhr wollte ich in Obertürkheim sein, weil ich es den Damen am Samstagabend versprochen hatte. Und das tat ich. Eine schöne Tour, aber sehr warm. Genau um 2 Uhr war ich beim Lager „Kies“. Ich durfte nicht hinein, darum wartete ich am Zaun und setzte mich unter einen Busch. Ich wartete ein bis anderthalb Stunden, aber niemand kam, und ich beschloss zu der Stelle zu gehen, wo wir uns jeden Sonntag trafen.

Ich war traurig, dass ich die ganze Zeit umsonst gewartet hatte. Aber es veränderte meinen Humor nicht. Nach dem schwierigen Gang, der eine $\frac{3}{4}$ Stunde dauerte, kam ich zu der Stelle und erwartete eine große Zahl Menschen, dabei die Damen vom Samstagabend. Aber ich sah nur eine kleine Zahl und nicht die erhofften Damen. Doch die anderen Damen waren dort und freuten sich, mich zu sehen. Nass von der Hitze legte ich meine Tasche auf den Boden, holte meine Bibel heraus und meine Harmonika. Sie baten mich, das Lied von den Lilien zu spielen. Und das tat ich.

Nach dem Beten lasen wir über Fundament und Taufe usw., und um halb sieben gingen wir weg, weil wir zum anderen Platz wollten. Nur wenige gingen mit uns, und so kamen wir, wieder nach einem schwierigen Spaziergang mit Steigung, an dem Platz an, wo wir uns meistens am Mittwochabend aufhielten. Hier haben wir zuerst Fotos angeschaut, weil die Deutschen noch nicht da waren, und wir wussten, dass sie plötzlich kommen würden. Nach kurzer Zeit erschien einer von ihnen, Albert, und wir begannen unsere Zusammenkunft mit Beten und den üblichen Liedern und Psalmen. Bis es dunkel war, sind wir dort geblieben und schließlich kam auch Hermann. Wir hatten eine angenehme Zeit und keiner wollte gehen. Wir gingen Arm in Arm, und ich glaube, in manchen Fällen auch Herz in Herz. Genau wie ein Vorgeschmack auf ein kleinen bisschen Himmel. Ich sagte das auch. Zum Schluss war es so dunkel, dass wir uns nicht mehr betrachten konnten, und dann verabschiedeten wir uns. Und es war rührend, die Mädchen sich verabschieden zu sehen, sie konnten nicht gehen. Sie küsstes sich, und es war, als ob sie fragten, ob sie uns küssen dürften. Die Deutschen erlaubten es, und danach war die Blockade gebrochen, und sie öffneten ihr Herz durch ungezwungenes Küssen. Ich jedoch wollte es zuerst nicht. Sie bemerkten es. Aber dann nahm sich eine von ihnen voller Liebe die Freiheit und küsste mich, und die anderen folgten. Da ich erkannte, dass es wahre Liebe und reine Liebe war, tat ich es ebenso. Dann gingen wir nach Hause zum Schlafen.

Mittwoch

Da waren wir wieder zusammen in der gleichen Weise. Nachdem wir die große Maria gesucht hatten, die wir, die kleine Katia und ich, nicht fanden, gingen wir auf den Berg und fanden Albert, Helena, die kleine Maria und die große Maria, die zusammen am alten Platz saßen. Wir begannen mit dem Gebet, und sehr bald kam Hermann. Als unseren Text hatten wir Johannes 1, 12. Nachdem der Gottesdienst mit einem Gebet beendet war, war es schon dunkel, und wir standen auf, um zu gehen. Wieder die gleiche Art von Verabschiedung mit Küssen. Aber noch liebevoller. Albert verwarnte die Mädchen, dass sie den Geist und Gott mehr lieben sollten als uns. Und sie sagten, sie täten es und sie begriffen es. Jedoch küsstes sie sich liebevoll und konnten nicht gehen. Zum Schluss war es so dunkel, dass sie gehen mussten, und sie gingen, hinunter rennend wie die Hasen. Und wir gingen auch nach Hause.

Freitag

Heute hat Albert mich eingeladen, die Männer in Denkendorf zu besuchen. Ich hatte versprochen, um 6 Uhr am Bahnhof zu sein, und ich tat es. Nach dem Zug nahmen wir die blaue Straßenbahn und kamen nach einer Viertelstunde in Denkendorf an. Hier mussten wir 20 Minuten gehen. Nur Bauernhöfe und Bauernhäuser. Schließlich kamen wir an ein kleines Haus, und Albert ging hinein und ich folgte ihm. Wir wurden von einer netten Frau begrüßt, die mich am Tisch Platz nehmen ließ und uns sehr gutes Essen brachte. Pfannkuchen mit Sirup und Kartoffeln mit Salat.

Nach dem Essen machte sie sich fertig, und wir gingen los zu einem anderen Haus, wo wir nach einem kurzen Spaziergang ankamen. Im ersten Stock war ein kleines Zimmer, worin sich wunderschöne Dinge befanden, Stühle und Schränke. Das war von der Hausfrau für eine Zusammenkunft hergerichtet. Schwere Stühle standen um den Tisch, und sie wies mir einen zu. Als alle saßen und wir auf Hermann warteten, baten sie mich, auf meiner Mundharmonika zu spielen. „Du spielst ein schönes Präludium“, sagte Albert, und ich war froh, dass sie sich für meine Art Mundharmonika zu spielen interessierten. Ich spielte einige Lieder, und wäh-

rend dieser Zeit kam Hermann herein. Dann fingen mit einem Gebet an und danach nahm Albert die Bibel, es war schon ziemlich dunkel, und las einen Vers aus dem Johannes Evangelium, vom Recht der Menschen, den Namen Gottes anzunehmen. Es legte diesen Text sehr streng aus, und die Zeit verging und verging, und schließlich um halb zehn endete er. Da dachte ich, sie würden den Dienst wie üblich abschließen, aber was ich erwartet hatte, geschah nicht. Hermann schaute in seine Bibel und sagte noch etwas über den Vers. Dann sagte Albert wieder etwas, und dann hörten sie auf, über diese Dinge zu sprechen, als eine der Damen, die Hausfrau, erschien mit Weißbrot und Eiern und Birnen. Wir aßen, während wir über einige Geschichten sprachen und lachten. (...)

Um zwölf Uhr gingen wir heim. Aber es ging sehr langsam. Albert und Hermann hatten ihre Fahrräder dabei, aber sie fuhren nicht. Die Damen und Frauen begleiteten uns bis außerhalb vom Dorf und gingen grüßend davon. Dann gingen Hermann und ich weiter und ließen Albert zurück, der noch mit einer der Damen sprechen wollte. Es war alles sehr seltsam, aber ich bewahrte alles in meinem Herzen. Nach einem schönen nächtlichen Spaziergang, bei dem über viele Dinge gesprochen wurde, kam ich um zwei Uhr nach Hause und ging zum Schlafen ins Bett.

Samstag

Heute Nacht 1 Uhr Alarm mit kurzem heftigem Schießen. Heute Morgen 10.15 Uhr Alarm. Nichts passiert. Gedauert bis 11 Uhr.

Samstag, den 26. August

Mittags wegen Fotos in Zuffenhausen gewesen, danach in Untertürkheim, um den Jugoslawen zu besuchen, was jedoch ungelegen kam, da er arbeiten musste. Bei meiner Heimreise begegnete ich in Brühl den Mädchen von Hengstenberg, die wieder mit Albert zusammen im Wald gewesen waren. Abends spät noch bei Epple gewesen. Gut gegessen und getrunken und etwas mitbekommen.

Sonntag, den 27. August

Heute Morgen um 10 Uhr aufgestanden, 12 Uhr Voralarm bis halb eins. Halb zwei auf den Weg in den Wald gemacht. Unten angekommen, setzte ich mich an die kleine Brücke, um dort auf zwei Mädchen zu warten, die den Weg zur neuen Stelle nicht kannten. Wie erwartet, kam schnell ein kurzes jedoch heftiges Gewitter, sodass ich mich irgendwo vor dem Regen beschützen musste. Die Mädchen kamen jedoch nicht. Ich hörte sie wohl oben im Wald singen, an der alten Stelle, doch dorthin konnte ich nicht gehen, weil ich dann länger bleiben musste und Hermann oben wartete. Obwohl mein Herz zu denen hinging. Da ging ich nach oben und setzte mich zu Hermann, worauf bald alle kamen, auch die Damen aus Denkendorf. Diesen Abend wurde es sehr spät. Geredet wurde über die Gnade, worüber ich mit Albert nicht einer Meinung war, da er sagte, dass alles Gnade sei und ich die Gnade dem Gnadengeschenk von Gott in Jesus Christus zuschrieb.

Nachdem alle Mädchen weg waren, nach einem herzergreifenden Abschied, was immer stärker wird, sind der Tänzer, Albert, Hermann und ich nach oben gegangen und sind bis halb eins irgendwo gesessen, gebetet, gesungen und geredet, sodass es halb zwei war bis wir zu

Hause waren. Darauf folgte noch Alarm, sodass ich in dieser Nacht nicht viel zum Schlafen kam. Der Alarm war nach einer halben Stunde vorüber.

Dienstag zusammen gewesen, Mittwoch zusammen gewesen. Freitag mit Helene, Maria und der kleinen Maria bei der Bibelkunde gewesen. Albert nicht gekommen.

Sonntag, den 3. September

Um 9 Uhr morgens aufgestanden und gegessen. Danach Geige, Mandoline und Mundharmonika gespielt, darauf folgend die übliche Bibelstunde. Um 11 Uhr erklang das Alarmsignal, also den Koffer hingestellt und abgewartet. Gegen 12 Uhr heulte es „Entwarnung“. Nachmittags etwa um halb drei ging ich wie üblich nach unten. Doch anstatt die zu erwartenden fremden Menschen von der M.E. zu treffen, waren Nadja und Sasse und sogar doch noch einige von Hengstenberg da. Ich grüßte, fragte nach ihrem Befinden und ob sie nicht arbeiten müssten. „Nun“, war die Antwort, „nur Samstagmittag“. Das ist dann nicht so schlimm. Wir fingen mit einem Lied von den Lilien an und Lied 2. Wonach gebetet wurde. Danach ließ ich über die Auferstehung lesen. Sehr lange blieben wir nicht an dem Platz, weil Albert und Hermann nicht warten sollten. Also beendeten wir mit einem Dankgebet, und nachdem noch ein Mädchen sich auf bekannte Weise angeschlossen hat, nämlich dadurch, einen Psalm vorzulesen usw., zogen wir zur anderen Stelle ab. Dort angekommen, war jedoch noch niemand da. Wir warteten ein wenig. Als dann endlich Hermann und Albert angekommen waren, setzten sich alle hin. Einen Vers von Timotheus über das Nicht-Vergessen ließ er lesen, und das in Bezug auf die von der Kriegsmacht geforderte baldige Trennung zwischen uns. Insgesamt spielte Albert den ganzen Nachmittag an auf eine Trennung, sodass die Herzen weich wurden und ängstlich den Zeitpunkt in Augenschau nahmen, wo sie sich von Albert trennen mussten. Helena setzte sich an diesem Abend neben mich. Sie suchte Bibeltexte und strich Texte an, die Albert gelesen hatte, und zeigte sie mir. Auch zeigte sie Texte wie: „Grüßt einander mit einem heiligen Kuss.“ Worauf ich sie weiter beobachtete. Doch alles, soweit ich es bemerken konnte, alles ist rein und unschuldig gemeint. Dann sangen Hermann und Albert und ich, und sie lehnte sich an mich, während ich sie streichelte und fühlte mich gänzlich unschuldig. Sogar das Reagieren von Albert darauf machte mir nichts. Ich war mir bewusst, dass jeder von ihnen so gehandelt haben würde, also nach meiner Meinung unschuldig. So ging es dann dem Ende zu, und zum Schluss beteten wir. Einige weinten danach, was übergang in trauriges Schluchzen, das schließlich ein ganz ergebenes Weinen wurde.

So gingen wir allmählich nach oben, um uns dort von einander zu verabschieden. Da standen wir denn beim silbrigen Schein des Mondes, was teilweise durch das Laub fiel wie durch einen Filter. Es war ruhig und niemand hatte Lust, Abschied zu nehmen. Sie legten ihre Arme auf die Schultern der anderen, und einige weinten oder flüsterten. Albert schien sicher zu sein, dass er bald gehen müsste, weil er schaute und sehr traurig sprach. Dann gingen einige Damen und andere folgten, nach vielen Küssen und Händeschütteln.

Wenige blieben, die nicht gehen wollten. Der Mond stieg höher und höher, und es wurde später und später. Dann schließlich um halb elf gingen wir, Hermann und ich, weg und verließen Albert und drei oder vier Mädchen. Aber bald kam Albert auch und wir gingen zu dritt nach Hause.

Dienstag

11 Uhr Großalarm. Ich gehe wie üblich zur Baracke und schreibe in meinem Tagebuch. Plötzlich klingt näherkommendes Schießen, und ich haste in den Keller. Draußen angekommen, entdeckte ich eine große Formation Bomber in geringer Höhe, die sich unserer Fabrik näherten, unter heftigem Schießen. Mehr habe ich nicht gesehen, da ich mich sofort in den Keller begab, um mich dort zu unterhalten mit den mir bekannten Russen. Heftig tobte es über unsere Köpfe, und als wir nach einer Stunde wieder nach oben kamen, war, nicht weit weg, das Resultat gut sichtbar. Dicke, schmutzige Rauchsäulen kreisten zum Himmel und an der Breite des Ursprungs zu urteilen, schien das getroffene Ziel ziemlich ausgedehnt zu sein. Abends 5.45 Uhr Luftgefahr.

Mittwoch

Morgens Luftgefahr. Mittags ½ Stunde Alarm. Am Mittag einige Aufklärer, worauf heftig geschossen wurde. Mittags 1.30 Uhr bis 2 Uhr Luftalarm. Nichts erschienen. Abends mit Maria (groß) und der großen Katja im Wald. Später kamen zwei Mädchen von Hengstenberg, und als Hermann erschien, erzählte er, dass seine Fabrik bombardiert wurde. Er drängte mich sehr, das nächste Mal in den Bunker zu gehen und nicht mein Leben zu lassen für so etwas. Ohne zu reden kamen wir um halb elf nach Hause.

Donnerstagnacht Alarm. Tagsüber Luftgefahr. Abends 10.15 Uhr bis 11.15 Uhr Alarm. Freitagmorgen Alarm, Freitagnachmittag Alarm, Freitagnacht Alarm. Samstagmorgen zwei Mal Alarm, zwei Mal in den Bunker gegangen.

Sonntag, den 10. September

Morgens um 10 Uhr aufgestanden. Um 10.45 Uhr Alarm mit heftigem Schießen und Bombardieren, gedauert bis 1 Uhr. Vorentwarnung, dann 1.30 Uhr Entwarnung. Nachmittags halb drei Voralarm mit Schießen. Gerade unterwegs zu den Mädchen im Wald. Wieder zurück nach oben und Tagebuch geschrieben. Nach dreiviertel Stunde wieder Entwarnung. Um 6 Uhr noch einmal Voralarm mit Schießen. Um 6.15 Uhr entwarnt.

Freitagabend kam die Nachricht, dass Hermann einrücken musste wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel. Obwohl ich von vornherein darauf schon etwas vorbereitet war, enttäuschte es mich doch so plötzlich. Oh, was würde das bei den Mädchen anrichten, und seine arme Mutter. In aller Stille hoffte ich, dass vor Montag noch etwas geschehen würde. Doch nichts geschah; will sagen, es geschah genug, aber nicht, was wir wollten.

Sonntagmorgens bekamen wir, wie schon gemeldet, Alarm, worauf ich mich aus Neugierde zum hinten gelegenen Fenster begab, um von dort das eine oder andere wahrnehmen zu können. Bizarre Streifen am Himmel gaben die Stelle an, wo gerade Bomben gefallen waren, während das Gebrumm der Bomber angsteinjagend mit dem Explodieren der Granaten ausklang.

Gegenüber entdeckte ich unten Hermann, der sich mit seiner Mutter zum Keller begab. Ich wartete kurz, und als er mich entdeckte, grüßten wir uns und später beschloss ich, zu ihnen zu gehen. Nachdem ich kurz geschaut hatte, tat ich es dann auch. Inzwischen kreuzten eine Menge Flugzeuge in geringer Höhe mit entsetzlichem Brummen, von der Straße aus von vielen Neugierigen beobachtet. Heftiger und heftiger wurde das Schießen, sodass wir uns entschlossen, in den Keller zu gehen. Da fanden wir seine Mutter mit einigen Nachbarn, mit

einem Tuch auf dem Schoß, gegen den Staub bei einem möglichen Angriff, wie sie mir später erzählten. Uns boten sie mir auch eines an, das ich eigentlich ein bisschen ungewohnt auf meine Oberschenkel legte. Auch gaben sie mir ein Brett für die Füße. Kurzum: große Fürsorglichkeit.

Als es etwas ruhiger wurde, gingen Hermann und ich nach draußen, um das Resultat in Augenschein zu nehmen. Doch durch den vielen künstlichen Nebel war es uns unmöglich. Zurückgekommen, sprach Hermann kurz mit seiner Mutter und dann, sich zu mir wendend: „Du isst heute Mittag bei uns.“ Freundlich dankend für die Einladung ging ich mit ihm nach oben, wo mich ein köstliches Mahl erwartete. Zuerst wurde ich mit Kuchen bewirtet. Danach deckt Hermann den Tisch, und seine Mutter bringt das Essen herein. Inzwischen kommen immer wieder Bekannte herein mit einem Wort des Abschieds. Manche brachten sogar einen erbaulichen Spruch mit. Dann fingen wir zu essen an. Es war ruhig, eine erdrückende Stille. Schade, dachte ich, dass gerade jetzt so ein geselliges Mahl bei ihnen unter diesen Umständen stattfinden muss. Dann unterbricht die Frau die Stille mit: „Nächste Woche sitze ich alleine und esse alleine aus dieser großen Schüssel“. Es ist wie ein Notschrei, eine Erleichterung von angestautem Leid, und ein Tränenstrom folgt. Hermann versucht sie zu trösten indem er sagt: „Nun Mutter, dadurch wird es doch nicht weniger schmecken.“ Worauf sie heftig schluchzend das Zimmer verlässt. Etwas später hat sie sich wieder etwas gefangen und nimmt am Tisch Platz. Nach dem Essen kommt auch noch eine alte Schwester [falsch: es war die Großmutter. J.B.] von ihr. Ganz in schwarz, vornübergebeugt, ihr Taschentuch in der einen und ihre schwarze, vergoldete Bibel in der anderen Hand, schlurft sie in das Zimmer herein, wünscht guten Appetit und setzt sich auf den von Hermann angewiesenen Stuhl. Hermann lässt sie den gerade empfangenen Spruch lesen, worauf sie antwortet, diesen auch in ihrer Bibel zu haben. Ein heftiger Hustenanfall folgt, danach noch ein zweiter, dann ist es wieder ruhig. Hermann entschuldigt sich bei mir und geht fort, um sich noch von den Sonntagsschulkindern zu verabschieden. Nachdem ich noch einige Augenblicke sitzen geblieben bin, geh ich auch, nachdem ich der guten Frau herzlich gedankt habe, und sie davon versichert habe, dass sie auf meine Dienste rechnen kann. Sie gibt mir noch einiges mit für abends, dann gehe ich heim.

Mittags mache ich mich auf den Weg in den Wald. Noch nicht weit gekommen, kommt Voralarm, worauf ich wieder nach Hause gehe. Nach einer dreiviertel Stunde gehe ich wieder und komme ungestört an den Platz, wohin die Mädchen und Frauen von der Maschinenfabrik kommen. Obwohl schon spät, ist der Platz doch noch leer, und ich setze mich hin und lese etwas in meiner Bibel.

Bald kommen einige Frauen, unter welchen auch Alexandra ist, die sich, Brombeeren suchend, nähert, bis an die Stelle, wo ich sitze. Dann stoppt sie ihre Beschäftigung, kommt zu mir und grüßt. Es ist eine ältere Frau mit etwas groben, zynischen Gesichtszügen, fast etwas unangenehm. Nach ihrem Gesicht zu schätzen, vielleicht etwa 35 Jahre. Sie setzte sich auf einen Baumstumpf und holt ein deutsch-russisches Buch hervor, was sie aufmerksam studiert. Inzwischen sind auch andere näher gekommen. Wir reden über Sprachen, um das Ankommen der anderen abzuwarten. Es kommt aber niemand mehr. Also beschließe ich anzufangen. Nachdem ich gebetet hatte, fing ich mit einigen Texten aus Psalm 91 an: Über die Zufluchtsstätte beim Allmächtigsten. Es war sehr schwer für mich, weil sie keine Bibel hatten, und ich alles versuchen musste, es ihnen beizubringen. Doch es gelang, und nach dem Ende dankten sie mir, und die Frau, von der ich zuerst sprach, fragte, wo ich während des Alarms war. „Im Bunker“, antwortete ich, worauf sie mich fragte, ob ich auch ins Lager kommen wollte. Jetzt sollte ich eingreifen, fand ich. „Gehst du denn nicht in den Bunker?“ fragte ich. „Oh nein“, sagte sie. „Tot schießen oder nicht, egal. Das Leben hat doch keine Wert.“ So viel Leid, und dann folgten Tränen. Ich versuchte, sie zu trösten, und wies darauf hin, dass sie so nicht denken durfte, das sei Gott versuchen. Sie sollte aus ihrem Leben machen, was daraus zu

machen sei. Schließlich stimmte sie doch mit mir überein, und nachdem wir Abschied genommen hatten, entfernte ich mich rasch zu einem anderen Platz. Hier waren fast alle Mädchen vertreten, während ich viele schöne Blumen entdeckte, wovon ich erst später die Bedeutung begriff. Bei mir herrschte eine gewisse gedrückte Stimmung. Ich kann eine derartige traurige Geschichte wie so ein Abschied schlecht ertragen.

Hermann erschien spät diesen Abend. Als er endlich kam, war er überladen mit Blumen, Bibelsprüchen und ähnlichem. Da ich nichts zu geben hatte und mich ein wenig schuldig fühlte, sang ich Lied 5 aus dem Gesangbuch von Johannes de Heer „Den ganzen Weg führt mich mein Heiland...“, was ich auch für ihn übersetzte, da er es natürlich nicht verstand. Nachdem wir noch einige Lieder zusammen gesungen hatten, ging der traurige Zug den Berg hoch, wo der schwere Abschied wartete. Einige hatten sich schnell verabschiedet, andere schluchzten hörbar, während wieder andere in lautes Weinen ausbrachen, Trost holend in den Armen von Albert, Hermann oder von einer der deutschen Schwestern. Es war ein trauriges Schauspiel. Bis auf vier oder fünf waren alle weg, weil es schon ziemlich dunkel geworden war. Die letzten konnten fast nicht weg gehen. Sie weinten und klagten, was mich sehr rührte. Doch es musste sein. Also fing Albert an und verschwand mit einer der deutschen Frauen im Dunkeln. Um die Sache einigermaßen voran zu bringen, machte ich auch Anstalten zu gehen. Endlich gaben sie den letzten Kuss und verschwanden schluchzend auf dem dunklen Bergpfad nach unten.

Den Abschied von den deutschen Frauen habe ich nicht miterlebt. Es war, glaube ich, nicht so schlimm. Albert und ich waren vorausgegangen. Endlich, nachdem ich auch von Albert Abschied genommen hatte, kamen wir beim „Hirsch“ an, und ich nahm Abschied von meinem treuen und dem Herzen nah gewordenen Kameraden. Wieder ein Band zerbrochen. Wieder eine leere Stelle.

Sonntagabend um 10.30 Uhr heftiges Schießen und Voralarm. Weiter nichts gekommen. Montagmorgen Alarm, nichts passiert. Dienstagmorgen 10.30 Uhr Luftgefahr und um 1.30 Uhr Alarm. Mittwochmorgen 10.30 Uhr Alarm.

Die Deutschen weigern sich, wie auch gestern, mich mit dem Auto mitfahren zu lassen, worauf ich nach dem Grund frage und mein Recht als Ausländer verteidige. Die anderen Kameraden, die dieselbe Anweisung bekamen, sind nicht mehr gekommen. Ein Deutscher wirft mir vor, ich sei so frei gewesen, doch zu kommen. Hierauf antwortete ich, dass ich aus dem Gefühl gekommen sei, recht zu haben, und ich erklärte mich bereit, die Sache dem Ingenieur vorzutragen, was ich entschieden vorhatte.

Montagmorgen einen ähnlichen Fall von Rechtsgefühl mit Scheer gehabt, wobei ich meine Bescheidenheit überschreite und die Wahrheit sage. Er hatte nämlich hinter meinem Rücken eine kleinere Menge erledigte Arbeit dem Meister angegeben, als es in Wirklichkeit der Fall war, worüber ich ihn dann auch zur Verantwortung zog, worauf er mir mit dem üblichen, aufbrausenden Ton antwortete. Damit war mir nicht gedient, und ich lief trotzig mit ihm mit. Er erklärte mir, dass man die gleiche Arbeit in kürzerer Zeit machen könnte, worauf ich ihm antwortete, dass er es dann auch selber machen sollte. Das war natürlich zu viel gesagt, und eine Menge Vorwürfe folgte als Antwort. Ich sollte mich schämen, weil ich doch Ausländer sei und froh sein sollte, dass ich hier arbeiten dürfte. Ich fing zu lachen an und sagte, dass ich sehr froh sei, und es endete damit, ihm zuzuhören, weil widersprechen nutzlos war. Später fand ich doch, dass ich zu weit gegangen war und entschuldigte mich, worauf er erneut auf seinem Recht beharrte, doch ich widersetzte mich nicht. Womit alles vorbei war.

Heute Nacht, Dienstag auf Mittwoch, schweres Bombardement auf Stuttgart und andere Orte. Mittags 2.10 Uhr wieder Alarm bis 3 Uhr und um 3.30 Uhr noch einmal Luftgefahr. Abends 11 Uhr wieder Alarm.

Sonntag

Ich wache wieder etwas spät auf, 9.30 Uhr. Draußen hängt dicker Nebel über Häusern und Feldern. Es verspricht, gutes Wetter zu geben. „Wenn ich nur nicht durch Alarm gestört werde“, denke ich. Ich spiele ein wenig und lese etwas in meiner Bibel. Danach gehe ich nach unten zum Essen, und nachdem ich noch kurz sitzen geblieben bin, mache ich mich auf den Weg zu den Mädchen. Erst gehe ich zu Frau Epple, um ihr die Bibeltexte zu zeigen, die ich bei mir habe. Ganz ruhig und verlassen liegt die Gasse. Als ich anklopfe, höre ich schon Geräusch im Flur, und durch die halb offene Tür gehe ich hinein. Es schien Herr Epple zu sein, den ich gehört hatte, und der wie immer freundlich grüßte. Er sagte mir, ich sollte nach oben gehen, wo ich warten sollte bis seine Frau nach Hause kam, weil sie gerade in der Kirche war. Ich entschuldigte mich und erzählte ihm den Grund meines Kommens. Inzwischen beobachtete ich ihn gut. Es ging etwas Vergnügliches von ihm aus. Nicht so sehr von seine Persönlichkeit als mehr von seinen Kleidern: Unter seinem ordentlichen schwarzen Anzug trug er ein weißes Hemd und eine schwarze Krawatte. Fleißig war er am Putzen, um auch noch das letzte Staubkorn von seinem Hut weg zu kriegen. Das ließ mich an zuhause denken. Wie Vater am Sonntag auch so seinen Hut oder seine Mütze bürsten konnte und dazwischen eine Zigarre rauchte, wobei die immer länger werdende Aschenspitze ständig neuen Grund zum Bürsten gab.

Dann ging ich nach oben, nachdem man mir noch einmal versicherte, dass ich ruhig ins Zimmer gehen konnte. Ich ging in das leere Zimmer und nahm Platz am Tisch beim Fenster. Ruhig fühlte ich mich hier, bequem. Durch das kleine Fenster spielte die Sonne ihr Spiel mit den Blumen, die auf dem Tisch standen. Ein Spiel von Licht und Farben. Eine Sonntagmittagsruhe. An der Wänden hingen die Bibelsprüche und Glaubenszeugnisse. Das Harmonium stand offen, scheinbar gerade gespielt, und ein Buch lag darauf. Das Unheimlichste war die Stille, nur unterbrochen vom eintönigen Ticken der altmodischen Wanduhr. Sonntagsruhe, um aufzuatmen, um aufzuleben.

Um 3.30 Uhr war ich unten. Doch ich sah niemanden. Dann bin ich zur anderen Stelle gegangen, wo mir unterwegs Anna und Modja begegneten, die aber weitergingen. Später begegneten mir oben Maria und Sasse von der M.E. Da keine anderen kamen, haben wir uns zu dritt über die Heilige Schrift unterhalten. Um 6.30 Uhr gingen sie weg, und ich setzte mich, wartete und dachte, dass die anderen wohl bald kommen werden. Es erschien aber niemand. Das war schade. Nun hatte ich gerade heute die Bibeltexte bei mir. Es wurde immer später. Endlich um 8.15 Uhr beschloss ich weg zu gehen, weil ich niemand mehr erwartete. Um +/- 9 Uhr kam ich nach Hause und war niedergeschlagen über den misslungenen Sonntagabend. Schnell ging ich ins Bett, wo ich natürlich über diesen Fall so sehr träumte, dass ich am nächsten Morgen 1 ½ Stunden verschlief.

Freitagabend den 29. September 10 Uhr.

Gerade haben die Sirenen wieder Alarm gegeben, was jetzt eigentlich nicht mehr neu ist, da fast kein Tag vorübergeht ohne Alarm, Voralarm oder Luftgefahr. Heute war sogar sechs Mal Luftalarm gewesen. Von zuhause der letzte Brief vom 30. August. Danach nicht mehr gehört.

Sonntag war sehr schlechtes Wetter, doch trotz alledem kamen doch noch drei Mädchen, zwei Annas und Irena von Hengstenberg. Oben in einem Stall sind wir eine Stunde zusammen gewesen.

In letzter Zeit habe ich nicht viel geschrieben. Jeden Abend ist etwas los. Montagmorgen war ich bei der Baracke von Fahrion, und wir haben während des Luftalarms miteinander gelesen. Dienstagmorgen wieder, aber wir wollten gerade anfangen, da wurde abgeblasen, und gestern waren wir noch nicht einmal bei der Baracke, als abgeblasen wurde. Was ich nicht vermutet hatte, war, dass Katia von Fahrion sich uns nicht mehr anschloss. Als ich das mittwochs hörte, beschloss ich, auf sie zu warten. Sie kam aus der Baracke in meine Richtung. Ich sah sie an und sagte: „Katia, Drastoetje, wie geht's?“ Dann in einem lockeren, fröhlichen Ton: „Oh danke, gut!“ Ich war kurz baff. Dann machte ich weiter: „Hättest du nicht Lust, zu uns lesen zu kommen?“ „Viel zu schreiben“, antwortete sie und ging weiter.

Ich gab auf, da alle schnell zur Fabrik eilen und viele Mädchen in der Nähe sind. Dann geht sie von uns davon, laut lachend und Unsinn machend mit den vorbeigehenden Frauen. Also ist bei ihr alles wieder weg. Oder vielleicht noch nicht? In Gedanken sehe ich sie bei unserem Zusammensein. Wie innig sie sich lieblosen ließen und unser Kuschneln über sich ergehen ließen, und jetzt ... Ein kalter, wenn auch anständiger Gruß, das war alles.

Den ganzen weiteren Tag musste ich daran denken, und ich suchte nach einem Platz für die Schriftstunde, um die anderen auf die Gefahren dieser Umstände hinzuweisen. Welchen Platz ich auch fand, Albert fand am Abend denselben Platz. Dadurch war es für mich überflüssig, ihm vorzulesen und überließ es Albert.

Sonntag, den 1. Oktober

Morgens um 9 Uhr aufgestanden und alles andere wie üblich. Ohne Alarm. Diesmal mittags um 3 Uhr in den Wald gegangen, wo ich vor dem Wald van Leeuwen mit Frau und Olga begegnete, mit welchen ich mich einige Augenblicke aufgehalten habe. Danach verabschiedete ich mich und machte mich auf den Weg zur alten Stelle, wo ich aber nur einen russischen Jungen aus Oberesslingen entdeckte, der auf mich zukam und mich in seiner Einfalt küssen wollte, was ich erlaubte.

Sonntag, den 8. Oktober

Diese letzte Woche große Luftaktivitäten, Tag und Nacht. Auch heute früh um 7 Uhr schon Voralarm. Jetzt ist es 3 Uhr, und es wird zum fünften Mal Voralarm geblasen, wovon einmal Großalarm. Es ist heftig geschossen worden mit Maschinengewehren und auch mit schwerem Geschütz. In geringer Höhe durchkreuzen Flugzeuge die Umgebung.

Um 8.30 Uhr aufgestanden, geträumt von Holland. Dass ich zuhause war und erneut weg musste (unangenehm). Aber diesmal nach Norwegen. Alle sahen es mit Widerwillen. Ich selber auch.

Montag, den 2. Oktober

Alarm gewesen und zusammen gegessen am Neckar. Gestern, Samstag, auch. Doch es wurde so schnell abgeblasen, dass wir nicht einmal lesen konnten. Übrigens gibt es wenig zu melden.

Diese Woche von Bruder de Wildt wieder einen Sendungsbrief empfangen, den ich gerade übersetze.

Sonntag, den 15. Oktober

Die ganze Woche ist wie immer vorübergegangen, was Alarm betrifft: Luftgefahr, Voralarm und Alarm wechselten sich ab. Auch heute Morgen begann es um 8 Uhr wieder. Diese Woche ist angekündigt worden, dass es strengstens verboten sei, sich länger außerhalb des Lagers aufzuhalten. Dadurch fühlte ich mich gezwungen, auch einige Maßnahmen zu ergreifen. Einige Dinge habe ich schon eingepackt, um morgen früh einen Teil meiner Besitztümer in die neue, mehr oder weniger angenehme Wohngelegenheit zu bringen. Gestern Mittag mein Bett mit Stroh gefüllt und einiges in Ordnung gebracht.

Heute nach Mittag bin ich um halb vier in den Wald gegangen, wo ich wie üblich niemanden antraf. Nicht lange nach meiner Ankunft entdeckte ich oben die deutschen Damen und ging zu ihnen hin, um sie zu begrüßen. Wir haben uns dann einige Augenblicke unterhalten und erwarteten die Mädchen bald. Sie kamen aber nicht so schnell. Also gingen wir nach unten, wo wir zusammen einige Lieder gesungen haben, mit Begleitung meiner Mandoline.

Ungefähr um halb sechs kamen die Mädchen, diesmal ziemlich viele, und wir gingen nach oben. Sie waren wie üblich im Lager Kies gewesen, wo eine Taufe stattgefunden hat. Diesmal war Albert auch dort gewesen. Ziemlich scharf reagierte er in seiner Ansprache auf die Mädchen. Es irritierte mich einigermaßen. Er sprach folgendes: „Wieso kommt ihr hierher?“ Einige Augenblicke Stille. Verstanden wurde es wohl, aber nicht begriffen. Dann nochmal schärfer: „Warum macht ihr euch soviel Mühe, schnell zu gehen und den Berg hoch zu steigen, um zu uns zu kommen und auf einen Deutschen zu hören, den ihr kaum kennt, obwohl ihr einen Ukrainer in eurer Mitte habt, der es so schön erzählen kann?“ Wieder kurze Stille. Dann Anna einigermaßen peinlich: „So nicht sprechen, Albert.“ Trifft es ihn oder lässt er sich nicht beeinflussen? Mich trifft es. Das Mädchen schaut zu Boden. Dann macht Albert weiter: „Warum kommt ihr hierher, wenn auch dort die Wahrheit erzählt wird?“ Und in ihrer vollen Liebe für alles und alle, auch durch ihre Unwissenheit und ihre dumme Gutmütigkeit, antworteten einige: „Dort Wahrheit, aber hier noch mehr Wahrheit.“ Und man kann sehen, dass diese Antwort ihnen Befriedigung gibt und sie auch Zufriedenheit von Albert erwarten. Ich muss wegen dieser Antwort lachen. Ein Lachen, verbunden mit ein wenig Spott wegen Alberts Niederlage, die ich ihm in diesem Fall gönnte, weil er selber doch gesagt hat, dass er keine Ordnung oder Vorschrift für die Mädchen erlassen wollte. Warum ließ er sie dann jetzt nicht frei? Ich höre, dass er weitermacht: „Dies will ich sagen: Wenn ihr euch nicht taufen lasst, dann müsst ihr noch besser leben als ihr bis jetzt gelebt habt.“

Schon wusste ich, wohin er wollte. War er doch auch der Meinung, dass das Königreich Gottes zu erlangen war ohne Taufe. Ja, denn höre: „Ein Küken kommt genau so gut aus dem Ei, ohne dass das Ei gewaschen wird, und ein Baby wird genau so gut geboren, ohne dass die Mutter gewaschen wird.“ Damit ist es gesagt, daraus sieht man, wie er über die Sache denkt, und das will er diesen Menschen hier aufzwingen. Glücklicherweise begreifen sie ihn nicht

und einigermaßen abweichend macht er weiter: „Versprecht ihr Albert hier und jetzt, dass ihr Gott, wenn ihr euch nicht taufen lässt, noch besser dienen werdet als vorher?“

Alle nicken, weil sie ihn durch Annas Übersetzung begriffen haben. Dann fragt er, ob sie ihm die Hand geben wollen, und sie geben ihm die Hand, und auch ich gebe meine Hand als Bestätigung auf die Frage, Gott noch mehr dienen zu wollen. Ich weiß, wenn ich auch auf diese Bibelstelle eingehe, ich Uneinigkeit säe und von den armen Schafen nicht verstanden werde und dadurch ihren Sonntagnachmittag und vielleicht wohl alle Sonntagnachmittage verderbe. Deshalb warte ich in Ruhe ab, was passiert. Doch es kommt nichts mehr. Nachdem wir „Da boedjet otschoe“ gesungen und gebetet haben, beschließen wir gemeinsam, nach Esslingen zu gehen. Dies würde aber der Anfang eines Abenteuers werden. Einige Mädchen, die meine Bücher trugen, waren mit Albert nach vorn gegangen, danach kam ich mit Natalia und Maria, danach folgten die deutschen Damen mit dem Rest der Mädchen. Unten am Berg gingen wir direkt am Lager Weil vorbei. Albert ging mit den Mädchen schnell voran, deshalb beschlossen wir, auf den Rest zu warten.

Doch weil es schon zu dämmern anfang, hatten sie sicher nicht gesehen, dass wir rechts abgebogen waren, und so ging das Suchen los.

Dann aber losgelegt und Albert eingeholt, weil ich gerne meine Mandolintasche und die Bücher haben wollte. Doch wie wir auch liefen, Albert und die Mädchen sahen wir nicht mehr. Der Weg war schlecht. Manchmal drohten wir bis zu den Fersen in den Schlamm einzusinken. Die Dunkelheit kam schnell. Wohin sollten wir nun? Ging der Weg weiter? Eines der Mädchen schlug vor, Albert zu rufen. Ich piff das bekannte Signal, doch es fand kein Gehör. Sollten wir zurückgehen und durch die Eichenallee am Lager Weil vorbei? Wir schätzten den Abstand. „Nein,“ dachte ich, „das ist zu weit.“ Dann lieber weitergehen. „Lasst uns rennen“, sagte ein Mädchen, „dann holen wir Albert vielleicht ein“. „Oh, nein“, sagte ich, „Albert ist einen ganz anderen Weg gegangen.“ So gingen wir zu dritt einige Augenblicke weiter.

Nebenbei informierte ich mich ein wenig über die Herkunft der Mädchen. Von einer waren die Mutter in Russland und der Vater an der Front. Die andere hatte keinen Vater mehr, gestorben an einer Krankheit, ihre Mutter war auch in Russland. In Russland war sie auch immer in die Kirche gegangen, erzählte die erste, aber nicht so wie hier. Hier war es anders geworden, viel besser. Ich kam noch auf Albert zurück und fragte sie, was sie über die Taufe dachten. Sie antworteten mir, dass die gut war, worüber ich erfreut merkte, dass Alberts Worte keine Auswirkung auf sie gehabt hatten.

Inzwischen aber ging der Weg nicht weiter, und wir kamen an einen Bergbach, wo wir nicht hinüber konnten. Dann etwas höher. Glücklicherweise ging es dort besser. Jetzt hatten wir links von uns eine Hecke, durch die wir nicht sehen konnten, was weniger schön war. Die Hecke ging nach rechts oben, so dass wir dort entlang mussten. Dort standen wir dann. Sollten wir den ganzen Berg hoch steigen? Die Mädchen schauten mich an, als ob sie von mir Hilfe erwarteten. Doch die einzige Hilfe, die ich bieten konnte, war, entlang der Hecke nach oben zu gehen. Natalie, die kleinste der beiden, ein Mädchen etwa 18 Jahre alt, ging auf die Hecke zu und wollte durchkriechen. Sie hatte aber nicht den Stacheldraht gesehen, der 30 cm über dem Boden angebracht war und den Durchgang unmöglich machte, also musste sie wieder zurück. Als sie dann auch einsah, dass nichts anderes übrig blieb, als nach oben zu gehen, versicherte sie mir, keine Angst zu haben und auf Gott zu vertrauen. Das andere ältere und größere Mädchen sagte nichts und seufzte oder lachte still. Ich ergriff ihre Hände und sagte, dass sie nichts befürchten müssten. Dass alles in Ordnung käme, dass wir nur ein

bisschen steigen müssten. Nach einigen Augenblicken Steigen waren sie so müde, dass sie fast nicht mehr konnten.

Lange ausruhen trauten sie sich nicht, weil sie Angst hatten, zu spät zu kommen. Ich packte fest ihre Hände und Natalias Schulter, sodass ich mich selbst und die beiden nach oben schlepte. Natalia schmiegte sich an mich. Ich fühlte mich glücklich, soviel Anerkennung und Liebe genießen zu dürfen von diesen einfachen Menschen. Endlich, nach langem Steigen, erreichten wir einen kleinen Weg, der uns zu einem größeren, besser gepflasterten Weg wieder nach unten führte. Jetzt wusste ich es wieder. Dies war der Weg, der entlang der neuen großen Kirche nach Esslingen führte. Natalia und Maria wussten es aber noch nicht. Auch wussten wir nicht, wie spät es war. Also machten wir schnell. Ich versprach, bis dorthin mitzugehen, wo sie den Weg selber kannten. Dann, höre, ertönte die Glocke. Wir zählten die Schläge. Eins, zwei, drei, sieben Schläge. Nein, nicht mehr. Ich zog sie auf, indem ich sagte, dass sie falsch zählen würden, dass es nämlich acht schlug. Aber nein, die Glocke schlug nochmals in einem tieferen Ton sieben Schläge. Also bräuchten wir uns nicht so zu beeilen, glücklicherweise. Nur kannten sie den Weg noch nicht. Nun ja, wenn ich zu spät kam, machte es nichts. Unten angekommen, fing Natalia an, den Weg zu erkennen, was sie Maria zu verstehen gab, und zu mir sagte sie, ich solle zurückgehen, damit ich nicht zu spät käme. Sie wüsste den Weg jetzt, versicherte sie mir. Ich wollte kein Risiko eingehen und brachte sie bis zur Brücke. Nachdem ich mich herzlich bedankt hatte, nahmen wir voneinander Abschied, worauf ich meine Tour den Berg hoch begann. Als ich mich dem Kirchturm von Ruit näherte, tat es gerade acht Schläge, sodass ich nicht viel zu spät nach Hause gekommen bin.

Donnerstag, den 19. Oktober

Seit einigen Tagen wohne ich im Nupla-Lager. Ich habe meinen Schrank eingerichtet, doch nicht ungestört, weil am Mittwochabend Voralarm war. Donnerstagabend sollte ich wie am vorigen Abend etwas Französisch lernen, als ich ins Gespräch kam mit einem Anhänger der reformierten Lehre. Zuerst war alles noch sehr ruhig, doch bald zeigte sich, dass wir große Gegner waren. Hauptsächlich hinsichtlich der Taufe. Dann plötzlich geht das Licht aus. Ein Anzeichen, das nichts Besonderes ist. Also auch nicht darauf reagiert. Draußen heulen die Sirenen. Voralarm.

Wir führen unser Gespräch weiter. Immer größer zeigt sich die Kluft, und immer unsinniger sind die Antworten meines Gegners, was mir Mut macht, die wahren Worte vom Evangelium anzubringen. Der Mann gegenüber im Dunkeln wird heftiger. Schon schlägt er mit der Faust auf den Tisch. Dann.... plötzlich ertönt Großalarm. Verschiedene springen auf und verlassen die Baracke. Wir aber, nichts fürchtend, setzen unser Gespräch oder besser: unsere Debatte fort. Obwohl sinnlos, da der Gegner sich enorm erregt. Plötzlich wird unser Gespräch durch heftiges Schießen abrupt unterbrochen. Die noch in der Baracke Verbliebenen springen auf und rennen nach draußen. Dann wieder zurück, um ihre Koffer in Sicherheit zu bringen. Kurzum, ein Rennen und schreckliches Schreien, während draußen der Lärm zu einem heftigen Donnern anschwillt. Als ich nach draußen komme, sehe ich alles durch brennende Leuchtkugeln erleuchtet. Die donnernd explodierenden Granaten schon direkt über unseren Köpfen. Unheimliches Dröhnen der feindlichen Flugzeuge. Darüber hinaus das Zittern und Knattern der Bomben. Kurzum: die Hölle! In großer Eile flüchten die Lagerbewohner in die Zufluchtstätten, welche sie leider nur gegen die Splitter schützen können. „Mache schnell! Tür zu! Sonst bleibst du draußen“. Ein donnernder Fluch. Geht dich nichts an! Und du schließt die Tür. „Nicht so fluchen, Jungs,“ meint einer. Der Ängstliche meint jetzt doch, ein wenig heilig sein zu müssen. Die Antwort darauf ist jedoch negativ. Inzwischen zittert und dröhnt es von Bomben und Granaten. Eine fieberhafte Hitze übermannt mich. Ist es Angst

oder Aufregung? Ich weiß es nicht. Doch fühle ich mich einigermaßen sicher. Nach ungefähr einer Dreiviertelstunde Sitzen wird es etwas ruhiger, und wir wagen uns wieder hinaus. Wie sonst auch ist die ganze Umgebung von Stuttgart eine Flammenmeer. Drehend und kräuselnd ziehen dichte Rauchwolken nach oben, welche den Rest vom Feuerschauspiel dem Auge entziehen. Noch einige Male rattert ein Flugzeug vorbei, beschossen durch das Abwehrgeschütz. Doch dann gibt die Sirene Entwarnung, das Zeichen, dass wir uns zu Bett begeben können, wofür es inzwischen höchste Zeit geworden ist.

Nach der Entwarnung kommen bald andere Kameraden zurück, die vorsichtshalber in die Stollen gegangen waren. Nachdem wir einiges Wissenswertes erzählt haben, begibt sich jeder ins Bett, wonach es nicht lange dauert, und alles liegt in tiefer Ruhe.

Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht, doch ich werde vom Sirenengeheul wach. Großalarm! Aufstehen! Es hört sich wie ein Befehl an. Die, die noch schlafen, werden wie aus einem Mund gewarnt: „Wieder Alarm, schnell aufstehen.“ Dann hastiges Anziehen und Koffer suchen. Schon sind einige fertig, und sie begeben sich auf den Weg zu den Stollen. Doch höre, da dröhnen schon wieder Bomben, und Leuchtkugeln hängen über der Stadt. Auch das Abwehrgeschütz kommt wieder über alle Maßen in Kraft, sodass es unverantwortlich sein würde, zu den Stollen zu gehen. Also ergeben wir uns dem Schicksal und versuchen, zum Schützengraben zu kommen. Obwohl weniger heftig, fallen auch jetzt wieder Bomben, und es wird wieder geschossen. Niemand weiß, wie spät es ist. Einige sind noch zu den Stollen gegangen. Nach etwa einer Stunde endet der Tumult, und wir können zum zweiten Mal die Betten aufsuchen. Es dauert aber lange, bis entwarnt wird, sodass wir lange im Dunkeln warten müssen. Endlich ist Entwarnung gekommen, und zum zweiten Mal kehrt Ruhe im Lager ein.

Sonntag, den 22. Oktober

Morgens 9 Uhr Voralarm. Mittags zum Wald, wo ich nur kurz warten musste, bis eine Gruppe Mädchen kam. Diesmal ist Albert nicht mitgekommen, sodass wir uns ganz unserem Thema widmen können und hauptsächlich die Mädchen darauf hinweisen, doch die Wahrheit zu suchen. Die verstanden mich gut und darum hoffe ich, dass dies eine Grundlage ist, worauf wir weiter bauen können.

Montag, den 23. Oktober

Heute Morgen erzählte mir Fritz aus der Sägerei, dass Hermann gestern vorbeimarschiert war. Es tat mir sehr leid, dass ich ihn nicht gesehen hatte. Heute Abend bin ich zu meinem Zimmer gegangen, und wem begegnete ich im Wald? Hermann. Nun, das war eine Überraschung.

Heute Mittag mit dem neuen Luftschutzmädchen Bekanntschaft gemacht. Ein ruhiges, nettes Mädchen aus einer gläubigen Familie. Ich bin froh, dass ich schon so gut russisch verstehe. Dann kann ich wenigstens die, die kein Deutsch sprechen können, verstehen. Loeba, so heißt sie, ist ein 17-jähriges Mädchen aus Minsk. Ihre beiden Eltern und auch ein Brüderchen von acht Jahren und eine kleine Schwester sind noch in Russland, während zwei andere Schwestern von ihr auch in Deutschland arbeiten. Auch arbeitet eine jüngere Schwester in der Küche der Fabrik. Sie spricht gewandt und ist noch kindlich einfach, was sich daran zeigt, dass sie überglücklich ihrem Meister ein Spiegelchen zeigte, das sie gerade von mir bekommen hatte. Ich sprach mit ihr über das Evangelium und über Gott und Christus. Sie verstand mich und erzählte, dass ihre Mutter auch immer vorlas, was mich freute.

Freitagabend Luftschutz. Samstagnachmittag im Wald gemalt. Herbstlandschaft.

Sonntag, den 29. Oktober

Gestern einen Brief vom 15. September von zuhause empfangen. Heute Morgen Voralarm mit Schießen. Es ist schon ziemlich kalt in meinem Zimmer, sodass ich einige Male mit Schreiben aufhören musste.

Sonntag, den 5. November

Letzte Woche, Sonntagmittag einem Trauergottesdienst in der Evangelischen Kirche in Ruit beigewohnt. Der Gottesdienst hatte schon angefangen, als ich eintrat. Es fiel auf, dass das sonst so spärlich besetzte kleine Kirchlein diesmal ziemlich voll war. Unter den vielen Anwesenden befanden sich sogar einige Bekannte aus der Fabrik. Viele der Damen waren schwarz gekleidet und hielten in ihren mit schwarzen Handschuhen bedeckten Händen meistens ein Taschentuch. Nach dem Singen eines Liedes sprach der Pfarrer ein Gebet, wonach die Gelegenheit gegeben war, in Stille für sich und für andere zu beten. Danach gab er Pfarrer die Namen der Gefallenen bekannt, wie auch ihren zivilen und kirchlichen Lebenslauf, wobei die Tugenden der Personen nicht vergessen wurden.

Dann heulen plötzlich wieder die Sirenen, worauf der Pfarrer die Gemeinde darauf aufmerksam machte, dass die Versammlung bald zu Ende gehen muss. Dadurch, dass viele Male die Sirenen an diesem Sonntag geheult hatten, war der Pfarrer durcheinander gekommen, und bald klangen einige Stimmen aus der Gemeinde, dass dies kein Voralarm, sondern Entwarnung war, worauf der Gottesdienst weiterhin seinen Verlauf nahm.

Nachdrücklich wurden die Hinterbliebenen darauf hingewiesen, doch durch diesen Verlust nicht ihren Gott aus dem Auge zu verlieren, vielmehr ihm durch diese Dinge noch näher zu kommen und treuer als zuvor zu dienen. Danach blies ein Posaunenchor den Choral aus Judas Makkabäus. Nachdem die Gemeinde noch ein Lied gesungen hatte, beendete der Pfarrer den Gottesdienst mit dem Vaterunser, was ihm die Gemeinde im Chor nachsprach, begleitet vom Glockenläuten. Beim Orgelspiel verließ danach jedermann die Kirche und ging seinen Weg im unruhigen täglichen Leben.

Heute Abend Epple besucht, weil ich heute Morgen in der Kirche ihren Sohn, gerade zurück aus Holland, gesprochen hatte. Obwohl der Abend gesellig war, ging er nicht ungestört vorüber. Kaum hatten wir gegessen, klangen Sirenen und das Geratter von einigen Flugzeugen. Dann plötzlich heftiges Schießen und vermutlich auch einige Bombenabwürfe. Rennen und fliehen mit Koffern und Kleidern. Die ängstliche Stimme vom Dienstmädchen, das immer wieder ruft: „Oh, oh“ und „Herr Mik, ich habe soviel Angst.“ Worauf ich sie beruhigend an der Hand nehme und nach unten bringe. Einige Augenblicke später sitzen wir alle im Keller, um unseren Leib wie so oft gegen einen Angriff zu schützen.

Bald sind die Ruhestörer verschwunden, und wir können unsere Plätze im Wohnzimmer wieder aufsuchen, um dort noch gesellig miteinander zu reden. Diesen Abend wird es spät, und wenn ich endlich um 11.15 Uhr Abschied nehme, gehe ich bereichert mit einem Brot und Äpfeln in mein Zimmer. Ich komme jedoch nicht sofort ins Bett, weil ein zweiter Alarm mit heftigem Schießen und möglicherweise auch Bombenabwürfen folgt. Endlich um 12.15 Uhr komme ich ins Bett und schlafe herrlich ein.

Sonntag, den 19. November

Letzten Sonntag kein Alarm. Mittags bei den Mädchen gewesen. Hermann ist auch noch gekommen. Nachdem wir eine Weile zusammen oben auf der Wiese gestanden hatten, wo es sehr kalt war, gingen sie zusammen hinunter. Also nahm ich Abschied und ging auch nach Hause. Abends bin ich noch bei Epples gewesen, wo ich natürlich wieder einiges mitbekam. Diese Woche war einige Male Alarm. Fast die ganze Woche abends oben geblieben.

Heute um 9 Uhr aufgestanden, es gab schon wieder Voralarm. So geht es den ganzen Tag. Auch als ich heute Mittag hinunter ging, um Sasse, Nadja und Alexandra zu sehen. Da gab es sogar Großalarm. Sie kamen jedoch gleich nach der Vorentwarnung um 3.15 Uhr an den abgemachten Ort. Sie brachten Nadja auch mit. Ich schlug vor, mit mir nach oben zu gehen. Mit uns ging auch Iwan, den ich zuvor auf einem Baumstamm entdeckt hatte. So hielten wir denn zusammen eine kleine Zusammenkunft im Tannenwald, wo wir beteten und lasen, über Gemeinde und Kirche. Um halb fünf mussten sie wieder in der Baracke sein. Darum machten sie mich bald darauf aufmerksam, dass es zu spät wurde. Wir dankten und gingen hinunter. Nachdem ich mich von ihnen verabschiedet hatte, ging ich wieder nach oben. Derweil genoss ich die Natur. Die Mädchen habe ich nicht mehr gesehen, darum blies ich zum Abzug und war um 6 Uhr zu Hause.

Sonntag, den 26. November

Diese Woche ist nicht viel Besonderes geschehen. Gestern viel Voralarm und Alarm. Um 2 Uhr Voralarm, um 3.30 Uhr und 3.45 Uhr Großalarm. Abends um 7.30 Uhr Voralarm mit direkt darauf folgendem Großalarm. Heute Nacht 12 Uhr Alarm. Heute Morgen 4 Uhr Alarm. Heute Morgen 10 Uhr Voralarm. Um 2.30 Uhr bin ich nach unten gegangen, um zu sehen, ob die Mädchen dort waren. Bis Viertel nach vier gewartet. Endlich erschienen einige Mädchen von Hengstenberg. Nadja und Sasse sind jedoch nicht gekommen. So sind wir dann zusammen hoch gegangen und haben dort über die neue Erde gesprochen bis Albert kam, der immer ziemlich spät kommt.

Dieser sprach über das Gleichnis vom Wasser im Glas. Das Glas ist der Körper und das Wasser der Heilige Geist. Das Sicherste im Leben, so Albert, ist der Tod. Ich freue mich auch darauf, bald sterben zu dürfen und dann nach Hause zu dürfen. Viele Menschen sterben zurzeit und gehen nach Hause. „Ihr werdet wohl noch länger leben als ich, aber darum ist es mein größtes Glück zu wissen, dass ich bald sterben darf und meine Freude wird dann auch groß sein, wenn ich euch, liebe Schwestern, auf der anderen Seite wiedersehen darf.“ Soweit Albert. Nachdem wir gebetet und gesungen hatten, sangen wir noch „Ich bete an die Macht der Liebe“ und „Ich wäre froh“. Danach gingen Albert und die Mädchen hinunter und ich hoch. Also verabschiedeten wir uns herzlich voneinander.

27. November 1944, mein Besuch bei Frau Rapp

Obwohl ich es nicht gerne mache, muss ich mich doch mal auf den Weg zu Frau Rapp machen, um den Schuhleisten zu holen. Dass ich gerade diesen Menschen stören muss mit dieser Angelegenheit! Wer weiß, vielleicht muss sie den aus dem Keller holen oder vom Dachboden. Aber es ging nicht anders, meine Schuhe mussten repariert werden. Und überdies war ich lange nicht bei ihr gewesen. Aber gerade jetzt, als sie so ein großes Missgeschick

gehabt hat, als Hermann unerwartet zur Front musste. Es war nicht einfach für sie. Während ich nachdachte, war ich zum Haus gekommen und hatte einen Beschluss gefasst. Ich ging die Treppe zur Tür, die zwei Meter höher lag, hinauf. Würde sie zu Hause sein? Ich versuchte es. Ja, die Tür ging auf. Dann war sie zu Hause. Kurz hören. Aus dem Zimmer klang eine Frauenstimme. Ich hörte auch den Namen des Herrn und stellte fest, dass sie betete. Also blieb ich still stehen und horchte. Es klang flehend und fragend, obwohl ich nicht alles verstand. Aber das war doch nicht ihre Stimme? Sollte eine evangelische Schwester oder ein Bruder zu Besuch da sein? Ich dachte alle Möglichkeiten aus. So blieb ich noch kurz stehen, bis ich Amen sagen hörte zum Zeichen, dass das Gebet zu Ende war. Ich schloss die Tür, welche ich bis jetzt offen gelassen hatte, und klopfte an die Innentür.

Aus dem Zimmer klang leise „Herein“, worauf ich das Zimmer betrat. Rechts am Tisch saß Frau Rapp. Gegenüber eine kleine Frau, ungefähr gleich alt, graue Haare und ein fröhliches Äußeres. Vor ihnen auf dem Tisch die Bibel. Also hat diese Frau vorhin gebetet. Es gab keinen Zweifel daran, dass sie bei Frau Rapp auf Besuch war, um sie zu trösten. Das ganze machte mich betroffen, und es tat gut, den Glauben von diesen Menschen zu sehen, sei es auch so, dass ihr Verständnis vielleicht nicht ganz rein sei, aber sie sich doch ihm fügen können.

Frau Rapp machte mich mit der anderen Frau bekannt. Dann wiederum sprach sie unaufhörlich über die Eigenschaften ihres Hermanns, worauf die andere Frau schwesterlich interessiert zuhörte und mit angenehmen Bemerkungen darauf reagierte, um dem weinenden Mutterherz zu schmeicheln. Dann schaut die Frau auf die Wanduhr und sagt, dass sie gehen muss. Sie verabschiedet sich von mir und verschwindet mit Frau Rapp in der Küche, wo sie noch zusammen redeten. Alleine zurück geblieben, schaue ich mich im Zimmer um. Es ist nicht hoch, aber gerade dadurch gemütlich. Auf der linken Seite hängen einige Familienbilder.

Sonntag, den 2. Dezember

Diese Woche habe ich mich in den Stollen aufhalten und in der geheimen Abteilung arbeiten müssen. Samstagmorgen wie befürchtet arbeiten müssen. Montag war Alarm. Danach tagsüber nicht mehr. Gestern Abend bei van Leeuwen eingeladen gewesen.

Heute überhaupt kein Voralarm gewesen. Um 9.15 Uhr aufgestanden. Heute Nachmittag um 3 Uhr hinunter gegangen, wo ich den Mädchen schon auf halber Strecke begegnete. Diesmal waren sie früh da, doch Nadja und Sasse von der M.E. waren schon wieder nicht dabei. So sind wir dann zusammen nach oben gegangen. Das hat mir diesmal gut gefallen, dass sie so früh da waren, und ich auch noch alleine war. Nun hatte ich die Freiheit zu sprechen und konnte ihnen viel erzählen. Wir sprachen und lasen zusammen über Briefe vom Erdenreich und über die große Unterdrückung der letzten Tage. Später, als es kälter wurde, gingen wir ein wenig spazieren, um später wieder gemeinsam anzuhalten und einige Lieder zu singen. Große Freude war in ihren Herzen, wie ich feststellen durfte, die sie dann beim Abschied auch nicht weniger zeigten, wobei wir einander umschlungen haben und sie mich fast nicht gehen lassen wollten. So gingen sie denn singend hinunter, und ich trat meine Rückreise im Dunkeln nach oben an, wo ich etwa um Viertel vor sechs ankam.

Sonntag, den 10. Dezember

Heute früh Alarm gewesen. Diese Woche Donnerstag zu Hause geblieben mit einer schweren Erkältung. Heute Mittag hinunter gegangen, wo ich noch einige Zeit warten musste. Endlich sah ich, nachdem ich wieder hoch gegangen war, an den farbigen Kopftüchern unten am Fuße des Berges, dass jemand kam. Und ja, da kamen die große Maria, die kleine Maria und Sasse mit Grüßen von den Hengstenbergmädchen. Und dass sie nicht kommen konnten, weil sie bestraft wurden. Da Sasse um halb fünf im Lager sein sollte, blieben wir nicht weit weg vom Ort, wo wir uns begegnet waren und beteten dort und lasen einige Schriftstücke. Später, als Sasse gegangen war, gingen wir zum alten Platz und lasen noch etwas zusammen. Schließlich brachte ich sie abends bis nach Mettingen, wofür sie sehr dankbar waren. Danach besuchte ich noch van Leeuwen und ging dann nach Hause.

Montag, den 11. Dezember

Alarm. Mit den Mädchen von Fahrion viel gelesen. Dienstag nochmals Alarm, aber zu kurz, um zu lesen. Freitagabend Alarm von 6.15 Uhr bis 7.30 Uhr. Sonst nichts Besonderes geschehen.

Sonntag, den 17. Dezember

Mittags nach unten gegangen, wo ich nach einer halben Stunde die Mädchen kommen sah. Ich drehte um und ging zurück, um am Ende des Weges auf sie zu warten. Als ich ganz langsam dorthin gelaufen war, drehte ich mich um und meinte, die Mädchen dicht hinter mir zu sehen. Doch ich sah keine Mädchen mehr. Das begriff ich nicht. Ich ging den Weg zurück, doch sah sie nicht. Dann ging ich zurück nach oben. Da ich hier nichts fand und es schon gegen 4.30 Uhr ging, beschloss ich, langsam hinunter zu gehen zu den Baracken.

An der Straßenecke angekommen, sah ich beim Lager Brühl einige Mädchen mit farbigen Kopftüchern, die in meine Richtung kamen. Auch diese waren es nicht, denn als ich mich umgedreht hatte und wieder hinsah, sah ich nichts mehr. Also gehörten sie zum Lager Brühl. Der Fall war aber, dass ich mich, bevor ich weiter lief, noch einmal in Richtung Lager Weil umdrehte und plötzlich zwei weiße Kopftücher sah. Was taten die Mädchen dort? Sollten sie doch an mir vorbei gegangen sein oder waren es andere? Schnell ging ich in ihre Richtung, doch sie gingen auch schnell, sodass ich sie nicht rasch einholte. Ich erkannte sie nicht so bald. Endlich sah ich sie etwa 50 Meter vor mir den Berg hoch gehen. Ich piffte die bekannte Melodie „Halleluja“, worauf sie sofort hersahen. Es waren Iris und Zuia. Nachdem ich sie begrüßt hatte, erzählten sie mir, dass sie bei Wolodja im Lager Weil gewesen waren, worauf ich die Situation begriff. Wir gingen dann nach oben, wo wir auch den anderen Mädchen begegneten und Albert mit den zwei anderen Damen. Albert hielt dann eine Predigt, worüber ich froh war, als sie vorüber war, weil wir fast steif geworden waren. Die Mädchen gingen jetzt hinunter und wir nach oben, also trennten wir uns voneinander.

Sonntag, den 24. Dezember

Gestern Abend viel Arbeit gehabt. Das Zimmer geschmückt, Saiten auf die Mandoline getan und weitere Vorbereitungen für Weihnachten. So erwachte ich heute früh um 8 Uhr, doch musste ich noch meine Socken stopfen, was ich im Bett tat. Um 10 Uhr stand ich auf und habe herrlich gefrühstückt, danach Mandoline gespielt und gelesen. Morgens kam Voralarm

und mittags Alarm, wovon ich mich aber nicht stören ließ, und mich doch auf den Weg machte. Unten am Berg blies es Entwarnung, sodass ich dort noch niemanden erwartete.

Kurz bei van Leeuwen vorbei gegangen, dessen Frau krank war. Doch scheinen sie in dem Augenblick an mir vorbei gegangen zu sein, denn als ich eine dreiviertel Stunde oben gewesen war, kam ich nach unten und fand sie mit Albert zusammen. Für sie eine große Freude, für mich eine kleine Enttäuschung. Ich ging zu ihnen und hörte die Weihnachtspredigt von Albert. Um 6 Uhr ging ich mit ihm hinunter, um im Lager mein Brot zu holen.

Hier bekam ich die Mitteilung, dass ich am Sonntag hätte arbeiten müssen, worüber ich erstaunt war. Viel Zeit hatte ich nicht, da packte ich mein Brot, eine Tüte Kekse und ein Würstchen und begann den Rückweg. Eigentlich hoffte ich, noch die Mädchen zu sehen. Ich zählte die Kekse und in meinen Gedanken die Mädchen und ob es so sein sollte, und gerade bei der Brücke sah ich sie herunter kommen. Ich piffte die Melodie „Halleluja“, worauf sie alle auf mich zu eilten. Die Liebe ist doch sehr groß, dachte ich und gab ihnen die Kekse. Nachdem wir uns geküsst hatten, nahmen wir Abschied und ich setzte meinen Weg fort. Um halb acht kam ich zu Kögele [richtig: Kögler, Scharnhäuser Str. 49], wo man mich zu einer Weihnachtsfeier einlud. Dort saßen die Kinder am Tisch, mit fröhlichen Gesichtern. Einige Frauen waren auch da. Alle mit einem Liederbuch oder der Bibel. Hinter dem Tisch war ein großer Mann mit blassem Gesicht, der als Hausherr das Fest leitete. In der Ecke stand ein Weihnachtsbaum. Etwas unheimlich setzte ich mich zur Gesellschaft und fühlte mich etwas wie ein Spielverderber.

Ein Gespräch kam nicht in Gang weil weder der Mann noch sonst jemand mich etwas fragte. Also sah und hörte ich zu. Bei den Liedern sang ich mit, weil ich sie kannte. Dann wurden Geschenke verteilt, wofür jeder etwas tun musste. Auch ich bekam ein Päckchen, wofür ich „Den ganzen Weg leitet mich mein Heiland“ auf Deutsch sagte. Was mir auffiel, war, dass der Mann hinter dem Tisch wenig sprach, und wenn er etwas sagte, dann sehr leise, als ob er vor sich hin murmelte. Eines der Mädchen gab mir ihre Tüte Kekse, und auch die Großmutter gab mir einige Kekse, sodass ich eine wahre Ladung bekam. Am schönsten fand ich aber den Grammophonverstärker mit der schönen Orgelschallplatte. Wunderschöne Weihnachtslieder tönnten aus dem Verstärker, sodass es mich berührte. Gerade das, was ich in diesen Tagen so gerne hörte. Als alle gegangen waren, fragte ich den Mann, ob er erkältet sei. Worauf er antwortete, dass er schon seit zwei Jahren krank sei. Das verwunderte mich. Denn darum war er die ganze Zeit so ruhig. Er durfte natürlich aus Angst vor einem heftigen, quälenden Hustenanfall nicht sprechen. Nun war mir alles klar. Bald darauf ging er ins Bett. Die Hausfrau kam noch mit Schokoladenmilch und Kuchen. Nachdem ich mich herzlich bedankt hatte, ging ich mit einer großen Tüte heimwärts, neugierig, was sich wohl darin befand. Als ich, zu Hause angekommen, die Tüte öffnete, war der Inhalt überraschend. Alle nur möglichen brauchbaren Dinge und Esswaren befanden sich darin, Brot, Butter, Kuchen, Gutscheine und eine Garnitur Unterwäsche, Lesestoff, Briefpapier, Rasiermesser, Zahnpasta, Aspirin. Zu viel, um alles zu nennen. Sehr dankbar ging ich diesen Abend zu Bett.

Sonntag, den 31. Dezember

Der letzte Sonntag des Jahres. Wie alle Sonntage bin ich um halb zehn aufgestanden. Eigentlich hätte ich arbeiten müssen, aber dazu hatte ich keine Lust. Das wird noch Probleme machen, aber davor habe ich keine Angst. Nachmittags um halb vier Uhr bin ich hinunter gegangen, wo nach einer halben Stunde nur Anna Abdullah erschien. Ich hörte plötzlich hinter mir „Halleluja“ pfeifen, aber bemerkte doch, dass es nicht Alberts Stimme war. Als ich mich umdrehte, sah ich, dass es Anna war, die auf mich zukam. Eine fast westliche Figur, die

Anna. Durch ihre Kleidung wie auch durch ihre ziemlich gute deutsche Sprache konnte man daran zweifeln, dass sie eine richtige Russin war. „Hier“, sagte sie, „hast du noch ein Weihnachtsgeschenk“ und überreichte mir ein Päckchen. Ich bedankte mich freundlich und beschloss auf ihren Wunsch, es zu Hause auszupacken. So gingen wir zusammen nach oben. Dort angekommen, waren weder die Mädchen noch Albert zu sehen. Also lasen wir zusammen Psalm 89 oder 92 über die Jahre und die Zeit in Bezug zum alten Jahr. Nachdem wir gebetet hatten, gingen wir weiter nach oben. Weil dort niemand zu sehen war, gingen wir den Hauptweg hinunter, und kaum gingen wir ein Stück diesen Weg, begegneten wir Doeska und Irene, sodass wir noch einige Dinge aus der Schrift unter die Lupe nahmen. Abends ging ich mit ihnen hinunter. Sie hatten es eilig, weil sie um 6 Uhr drinnen sein mussten. Also verabschiedeten wir uns beim Lager Brühl, und ich ging zu van Leeuwen, wo wir ein wenig Silvester gefeiert haben, Mandoline gespielt, gesungen, gegessen usw.

Es war zwölf Uhr vorbei, also 1945, als ich den steilen Berg hoch ging, um ganz oben unter dem schrägen Dach meinen Schlafplatz aufzusuchen. Doch da wartete noch eine Überraschung auf mich. Ich hatte das Päckchen noch nicht aufgemacht, also war das die erste Arbeit, als ich mich hinter meinen Tisch setzte. Aber nein! Da war ich überrascht. Vor mir lag, nachdem das erste Papier entfernt war, ein Weihnachtspäckchen in luxuriösem Weihnachtspapier mit einem grüngoldenen Bändchen und einer grünfarbigen Karte mit der Aufschrift „Seht die große Liebe“. Noch mehr erstaunt war ich, als ich es auspackte und als Inhalt ein Paar neue graue Wollsocken, einen Kamm und zwei Päckchen Rasiermesser fand. Wie kriegen sie das alles zusammen, war mein erster Gedanke. Wieviel Mühe und Aufopferung wird es sie gekostet haben. Auch wusste ich, dass ihre Liebe groß war, aber an so etwas hatte ich doch nicht gedacht. Wie auch letzte Woche, ging ich diesen Sonntagabend oder besser Montagmorgen wieder sehr dankbar gestimmt zu Bett.

Sonntag, den 7. Januar 1945

Diese Woche war noch einige Male Alarm; dadurch ziemlich oft bei den Mädchen von Fahrion gewesen. Ich bin sogar in der Baracke gewesen.

Heute früh um etwa 10 Uhr aufgestanden. Es war schrecklich kalt in meinem Zimmer, sodass ich nicht lange sitzen konnte. Darum ging ich mittags nicht allzu spät weg, obwohl die Mädchen gesagt hatten, dass sie auf Alberts Vorschlag erst um 4.30 Uhr kommen sollten. Ich hatte aber beschlossen, zu van Leeuwen zu gehen, um den Text von Doeska zu zeigen. Als ich aber unten am Berg angekommen war und in die Kastanienallee einbog, sah ich einige Mädchen kommen. Ich wollte kaum glauben, dass es unsere waren, doch ja, eine hob ihre Hand. Ach guck, das war doch schön, obwohl sie abgemacht hatten, erst um halb fünf zu kommen. Sollten sie das wegen mir getan haben?

Nachdem wir uns herzlich begrüßt hatten, gingen wir hoch. Was ich gedacht hatte, schien wahr zu sein. Denn als ich sagte, dass sie zu früh waren diesen Mittag und wie das sein konnte, antwortete eine: „Weil wir wissen, dass Jan immer so früh hier ist.“ Ich freute mich, es zu hören. Dann gingen wir weiter nach oben und hielten irgendwo im Wald an und lasen einige Texte aus Gottes Wort, Offenbarung 14-6, Hebräer 12: 18-23 usw. Es war schrecklich kalt diesen Mittag, sodass ich am zitterte, was sie sehr bekümmerte und sie so nah wie möglich an mich heran kamen, um mich ein wenig zu wärmen. Diese lieben unschuldigen Mädchen. Es war mir so angenehm. Später als es zu schlimm wurde, beschlossen wir, ein wenig zu gehen und Albert entgegen zu laufen. Es dauerte aber noch ein wenig bis er kam, und als er endlich da war, suchten wir einen Platz im Wald, wo Albert über die Fleisch-

werdung von Christus sprach. Nachdem wir einige Lieder gesungen und uns herzlich verabschiedet hatten, gingen wir.

Abends ging ich zu Epples, doch sie mussten weg, sodass ich davon nicht viel hatte. Auch war zwei Mal Alarm, sodass wir zwei Mal abends in den Keller mussten.

Montag, den 8. Januar 1945

Heute Nachmittag zwei Mal Alarm. 12.15 Uhr Katia und Maria gesehen, aber mehr nicht, denn es blies gleich wieder Entwarnung.

Sonntag, den 14. Januar

Auf dem Weg zum Wald gewesen, aber die Mädchen zwei Mal verfehlt, darum bis halb sechs umsonst im Wald gewesen.

Montag, den 15. Januar

Mutters Geburtstag. Schrecklich langer Alarm. Bei den Mädchen in der Baracke gewesen, wo es wieder schön warm war. Wir haben viel gelesen und zum Schluss kamen auch noch Katia und Sonja von Hengstenberg.

Samstag, den 20. Januar

Heute Morgen von 10 Uhr bis 1 Uhr Alarm gewesen. Heute Abend zu Besuch bei Frau Rapp. Als ob es so sein sollte, kam gerade jemand mit der Schicksalsbotschaft, dass Hermann vermisst sei. Die Möglichkeit besteht, dass er in Gefangenschaft ist. Abends spät noch zu Albert gegangen, um es zu erzählen.

Sonntag, den 21. Januar

Vaters Geburtstag.

Morgens um 9 Uhr aufgestanden. Schrecklich kalt. Um 11 Uhr kam Giliams [?] um zu sagen, dass es Alarm gab. Das ging bis 1.45 Uhr. Um halb drei Uhr ging ich zum Wald, wo ich niemanden fand. Gegen 4 Uhr begegneten wir uns beim Lager Weil. Auch Albert war dort. Dann gingen wir zusammen wieder hoch. Die Mädchen waren sehr froh mit ihren Bibeltexten. Albert sprach über die Verherrlichung auf dem Berg. Anwesend waren die kleine Marie und Anna Apdoela. Mit einem großen Umweg ging ich abends nach Hause. Abends noch bei Epples gewesen, wo ich eine Jacke bekam.

Montag, den 22. Januar

Zu Besuch beim Pfarrer von Ruit gewesen. Musik gemacht mit Klavier und Geige.

Sonntag, den 1. April

Ostersonntag. Es ist Ostermorgen, etwa halb acht Uhr. Ich liege im Bett und genieße die herrliche Sonntagmorgenruhe. Sehr bald ertönt schon wieder das Sirenengeheul und das Gedröhn von sich nähernden Flugzeugen. Muss man immer daran erinnert werden, dass Krieg ist? Ein Posaunenchor bläst unten auf der Straße ein geistliches Lied. Diese sauberen Töne, als ob sie sagen wollten

„Es ist Ostern, Jesus ist auferstanden,
damit ist der Tod besiegt.

Jauchzet ihr Menschen, mit Sünde beladen,
unser Herr ist auferstanden,
mit Tod und Grab ist es vorbei,
jetzt fängt das neue Leben an.“

Aber es ist, als ob man diesen Jauchzer ersticken will. Denn höre, da tönt über den Posaunen das Geknalle und Geknattere vom Abwehrgeschütz, vermischt mit dem Geheul der Sirenen.

„Doch nein, ich will den Jauchzer hören,
nichts kann und darf den Frieden stören.
Weder Bomben noch Flugzeuge noch Granaten,
noch das schwere Dröhnen der Soldaten.
Denn Jesus lebt,
er gibt uns Leben,
auch wenn wir es lassen müssen.“

Es stimmt mich fröhlich. Dankbar sitze ich dann auch am Tischchen mit dürftigen, aber köstlichen Gerichten. Dankbar steigt meine Stimme zu Gott auf, dass er mir unter allen Umständen so mildtätig hilft. Denn das Leben wird jeden Tag schwieriger. Denn umso größer der Kampf, desto größer und bemerkbarer sind die Segnungen.

Im vorigen Jahr durfte ich außer am Ostersonntag drei freie Tage genießen. Dieses Jahr keinen einzigen. Also bin ich froh, dass ich diesen Sonntag wieder eine herrliche Ruhe genießen kann. Nach dem Frühstück spiele ich dann auch einige Freudenlieder auf der Geige. Danach lese ich die Auferstehungsgeschichte aus den vier Evangelien.

Seit dem 21. Januar habe ich keine Berichte mehr geschrieben. Die Mädchen kommen aber noch treu jeden Sonntag nach oben, und ich gehe zu ihnen. Von Hermann wissen wir noch nichts. Im Krieg hat sich seitdem viel geändert. Die Fronten sind östlich und westlich näher gekommen, sogar so nah, dass manche Städte und Dörfer in der Umgebung es für nötig halten, ihre Einwohner zu evakuieren.

Dienstag

Dieser Tag scheint der erste einer Reihe von spannenden Tagen zu sein. Letzte Woche war einige Spannung entstanden. Gestern, Montag, hatte die Spannung durch erschreckende Forderungen der Amerikaner zugenommen, und schon werden einige Orte evakuiert. Bei der Arbeit wird wenig gemacht, also gingen wir während eines Alarms, der einige Stunden dauerte, zu Fuß nach Hause. Den ganzen Tag war große Aktivität im Luftraum. Laut der deutschen Vorarbeiter war der Verkehr auf dem Reichsweg zwischen Stuttgart und Heilbronn wegen heftiger Angriffe mit Bordwaffen unmöglich. Auch wären Züge beschossen worden. Der Abend ging sonst ruhig vorüber. Nachts, ungefähr von halb zwölf bis zwölf Uhr wurde ich aufgeschreckt durch Hornblasen, was nicht unbedingt ein Ton war, den ich kannte und vor

allem nicht um diese Zeit. Sollte der Volkssturm gerufen werden? Was ich vermutete, war richtig. Etwas später klopfte es. Stimmen erklangen unten im Gang und die Türen wurden geöffnet. Ich fing einige Wörter auf wie: „Das siehst du mal, wie nah sie sind.“ Also war irgend etwas los. Es dauerte nicht lange, bis ich wieder einschlief.

Morgens in der Fabrik wussten die meisten nichts. Doch schnell bemerkten wir am Reden der Deutschen, dass doch etwas im Gange war. Einige Brücken in der Nähe sollten nachts gesprengt worden sein, und, wie man hörte, waren einige zur Sprengung vorbereitet worden. Wie am Tag vorher, wurde wenig gearbeitet. Da waren wir froh, als wir was zu tun bekamen. Sehr früh diesen Morgen war große Betriebsamkeit festzustellen. Überall Menschen, bepackt und beladen mit Rücksäcken, die mit Karren, Autos und allerlei anderen möglichen Transportmitteln ihre Sachen in Sicherheit bringen wollten. Auf den Bahnsteigen und auf den Straßen überall nervöse Menschen. Das Wetter ist nicht günstig. Ein dicker Wolkenschleier zieht sich zu, bis kein Stückchen blau mehr zu sehen ist. Dann fängt es zu regnen an, zuerst sanft, aber allmählich werden die Tropfen mehr und größer, und zum Schluss strömt der Regen auf die Erde hinunter, manchmal aufgewirbelt von einem schweren Windstoß.

Auch die Kriegsgefangenen werden evakuiert. Erst kommen die politischen Gefangenen. Eine lange Reihe junger Männer zieht vorüber, grauweiß gestreift gekleidet mit Decken über ihren Köpfen und um ihre Hälse. Ihre Zahl beläuft sich auf Hunderte. Dass die Reise schnell gehen muss, sieht man daran, dass sie auch die Kranken mitnehmen. Traurige Situationen spielen sich ab. Einige stöhnen und hängen in den Armen ihrer Kameraden, während andere versuchen, sich selbst fortzuschleppen. Als es einem von ihnen nicht gelingt und er plötzlich auf die Straße fällt, weil er über die eigenen Beine stolpert, kommt ein SS-Soldat auf ihn zu und beginnt, mit dem armen Schlucker zu schimpfen. Nachdem er mit Mühe hoch gekommen ist, setzt er seine Reise schleppend fort. Es ist eine Reihe ohne Ende, die vorbeizieht. Und missmutig strömt der Regen aus dem fahlgrauen Himmel. Als nach einer Stunde der Zug aus unserem Blick verschwunden ist, sieht man an den Straßenecken kleine Gruppen kranker Gefangener, die nicht mehr mitkommen konnten und jetzt wie Müll auf der dreckigen Straße sitzen oder liegen, bewacht von einem SS-Mann. Der Gipfel der Zivilisation in unserem aufgeklärten Jahrhundert.

Auch die Arbeit an der Brücke wird angehalten und weil der O.S. [O.T.?] nach dem Essen verschwunden ist, gehen die Arbeiter von der M.E. auch. Doch ich und ein Kamerad bleiben noch und arbeiten bei einem O.S. Mann zu Hause.

Mittwoch

Die Nacht ist ruhig vorbei gegangen. Ein heftiger Platzregen hat weitere Luftaktivitäten unmöglich gemacht. Der Tag beginnt. Ein kalter Wind hat den Himmel sauber gefegt, und während im Westen noch der Mond scheint, als Zeichen der Nacht, bricht im Osten der neue Tag an. Kaum erscheint dieser über dem Horizont, fängt die Geschäftigkeit wieder an. Am Bahnhof begegnet man ihr schon wieder. Da der Himmel aber klar ist, erscheinen bald die Flugzeuge, sodass die Sirenen ihr Geheul wieder über der schwer heimgesuchten Stadt hören lassen.

In der Ferne läutet eine Glocke. Es hört sich an wie eine bange Klage. Ein Verlangen nach der Zeit, dass man mit Freude darauf hörte. Bis vier Mal kurz hintereinander kommt Alarm. Doch nichts Besonderes geschieht. Wenigstens nicht in Cannstatt. Den ganzen Tag gibt es Voralarm und fliegen Flugzeuge hin und her. Die Spannung ist etwas gesunken, weil die Amerikaner noch nicht weiter gekommen sind. Abends in Ruit entdeckte ich eine Menge französische Kriegsgefangene, die bis heute Nacht bei uns im Hirsch einquartiert sind.

Donnerstag

Es passiert weiterhin noch nicht viel. Die schlechten Wetterverhältnisse verhindern große Fortschritte. Inzwischen geht die Evakuierung weiter. Die Arbeit in der Fabrik soll fortgesetzt werden. Wir arbeiten noch privat, doch können wir erst am Montag weitermachen.

Freitag

Wie ich später hörte, wurden die Kameraden aus der Fabrik heute Morgen um fünf Uhr geweckt, und es wurde ihnen gesagt, dass sie nach Cannstatt gehen müssten. Da ich davon nichts wusste, bin ich ruhig zu Hause geblieben und habe gemalt. Der Zustand ist noch unverändert. Viel Alarm wegen Flugzeugen, die niedrig fliegen.

Samstag

Morgens früh in die Fabrik gegangen, weil ich gehört hatte, dass normal gearbeitet werden sollte. Jedoch es kamen weder Ingenieur noch Meister noch Vorarbeiter. So beschlossen wir nach einer halben Stunde, wieder zu gehen, sodass ich auch diesen Tag wieder zu Hause verbringen konnte.

Die Amerikaner kommen näher. Im Dorf sind auch schon einige Sperren angebracht. Die Menschen stehen in Reihen vor den Geschäften, wo sie für drei Wochen Vorrat einkaufen können. Auch abends im Dorf großes Treiben. Menschen mit Wägelchen fahren hin und her mit Kohlen, und bis spät abends, wenn es schon dunkel ist, schufteten und rackern sie sich ab, unterstützt von russischen Arbeitskräften. Abends heftiges Schießen auf französische Flugzeuge.

Sonntag

Ich werde geweckt von heftigem Maschinengewehrfeuer. Etwas später wird Voralarm geblasen. Einige Flugzeuge erscheinen und fliegen ganz ruhig in geringer Höhe über dem Dorf hin und her, trotz heftigem Sperrfeuer. Um halb elf Uhr kommt Alarm bis ein Uhr. In der Ferne klingt das Dröhnen von fallenden Bomben. Der Zustand wird spannender. Es wird behauptet, dass alle um 8 Uhr abends diese Gegend verlassen müssen.

Montag, den 9. April

Ich sitze immer noch in meinem Zimmer, da die Behauptung vom Sonntag, dass alle um 8 Uhr abends evakuiert werden sollten, scheinbar nicht wahr ist.

Ich bin bei den Mädchen im Wald gewesen, wo wir wiederum zusammen einige Dinge behandelt haben. Auch Albert war noch da, doch nicht lang. Zum Schluss haben sie mich nach Hause begleitet.

Gerade war van Vliet hier und behauptete, dass wir nicht evakuiert werden mussten, doch dass Burg und Neef uns an die neue Regierung übergeben würden. Gestern Abend noch bei Epples gewesen und Musik gemacht.

Donnerstag, den 12. April

Tod von Präsident Roosevelt.

Sonntag, den 15. April

Schon sehr früh mit Voralarm angefangen. Den ganzen Tag Flugzeuge rundherum, während in der Ferne heftiges Gedröhn von Artillerie zu hören ist.

Morgens auf meiner wieder reparierten Mandoline gespielt und studiert. Mittags kam van Vliet, und ich bin gleich mit ihm zum Wald gegangen, um die Mädchen zu treffen. Nach einer halben Stunde kamen einige und hatten schlechte Nachrichten. Albert sei einberufen worden und sei heute Morgen in die Kaserne abgereist. Das war der zweite. Vor 7 Monaten Hermann, und jetzt auch Albert. Es war gut zu merken an der Stimmung der Mädchen. Erst recht, als später die Damen aus Denkendorf kamen, wurden einige Tränen vergossen. Einmal sollten wir ihn noch sehen dürfen, denn als wir uns um halb acht Uhr aufmachten, weg zu gehen, kam er gerade den Berg herunter gelaufen, sodass er noch eine Stunde bei uns war. Er war wie üblich voll Vertrauen im Glauben und total bereit, alles auf sich zu nehmen.

Letzte Woche nicht gearbeitet. Abends von 11 – 11.30 Uhr Alarm.

Montag, den 16. April

Heute um halb fünf Uhr aufgestanden und in die Fabrik gegangen, wo nichts zu sehen war. Bis halb acht Uhr gewartet, dann eine Bescheinigung geholt, womit ich gleich nach Esslingen gegangen bin. Danach nach Denkendorf gegangen, wo ich herzlich empfangen wurde von Frau Maier. Nachdem wir Kaffee getrunken hatten, wurden zusammen einige Lieder gesungen und gespielt. Bald gab es Mittagessen, Pfannkuchen, Kartoffelsalat und [?]. Mittags waren wir beim gesprengten Viadukt, danach haben wir auch noch die Kirche besichtigt. Nachdem wir nochmals gegessen hatten, sind wir, nachdem wir uns von Frau Maier verabschiedet hatten, zu Pauline nach Hause gegangen, wo wir nochmals zu essen bekommen hätten. Doch das habe ich abgelehnt, und dann sind wir nach Berkheim gefahren. Von dort bin ich nach Ruit gelaufen.

Dienstag, den 17. April

Morgens um 7.30 Uhr erwacht durch heftiges Schießen und Bombardieren. Nachdem ich mich gewaschen hatte und mich anziehen wollte, wurde an die Tür geklopft und auf mein „ja“, erschien van Vliet in der Türöffnung. Ich sagte, dass er früh unterwegs sei. Er antwortete, dass er kam, um zu sagen, dass die Maschinenfabrik evakuiert werden musste, und es hätte eigentlich schon in der vergangenen Nacht geschehen sollen. Wir hätten etwa 90 Kilometer nach Süden gehen müssen, nachts zu Fuß. Sie sollten ein Brot mitbekommen und 15 Zigaretten. Davon war ich überrascht. Also gingen sie doch weg. Ja, was jetzt? Mitgehen? Wenn sie nur heute Nacht weg gegangen wären, dann hätte ich keine Wahl gehabt. Doch ich beschloss nach wenigen Minuten, was ich tun wollte und verabschiedete mich von van Vliet. Da war unsere Planung, gemeinsam nach Hause zu gehen. Jetzt sollte ich nur darauf achten, dass niemand es mitbekam.

Abends bei Epples gewesen, wo Großvater ziemlich betroffen über diesen Vorfall war. Auch abends noch Kleidung zurecht gelegt für den Fall, dass sie mich holen kommen.

Mittwoch

Heute Nacht ist niemand da gewesen, und die Kameraden sind weg. Jetzt beginnt meine Wartezeit bis die Amerikaner kommen. Ich bekomme gut zu essen und hier und dort Brot. Tagsüber male ich und abends gehe ich ab und zu auf Besuch. Heute Abend gesellig auf Besuch bei Frau Rapp gewesen. Bis 12.30 Uhr dort gesessen.

Donnerstag

Die Amerikaner kommen immer näher. Tübingen ist schon gefallen. Auch in Holland fällt Stadt nach Stadt in ihre Hände. Heute gemalt und abends bei van der Kley gewesen. Gerade als ich um halb elf Uhr gehen wollte, wurde Appell geblasen für den Volkssturm. Um elf Uhr ging ich nach Hause, wo ich vor einer geschlossenen Tür stand. Später kam aber Zondler herunter, der sofort die Tür aufmachte, sodass ich ins Bett konnte.

Freitag

Heute gemalt. Heute Mittag kamen van Leeuwen mit Frau und Kind. Die Amerikaner sind inzwischen bis Echterdingen vorangekommen. Der Volkssturm ist schon aktiv, und man bemerkt schon Waffen und Munition. Wir warten ab, was geschehen wird. Vielleicht einige Minuten, nachdem ich dieses geschrieben habe, hat sich der Zustand stark verschlechtert. Oben aus dem Dachfenster hat Gehrung schon die ersten Panzer wahrgenommen. In Neuhausen sind sie schon einmarschiert. Die Panzersperren werden verstärkt, und das Militär rückt an. Man sieht Menschen, die Betten und benötigten Hausrat, Koffer und Proviant, Kleidung und Schuhe schleppen. Alles wird in die Keller getragen. Schon werden auch in Ruit Panzer gemeldet durch das Heulen der Sirenen. Vor den Lebensmittelläden drängen sich die Menschen, um ihre Gutscheine in Lebensmittel einzutauschen. Als ich einen Augenblick weg gewesen war und wieder nach oben kam, lag ein Brot auf dem Tisch. Ich habe alles in den Rucksack getan, die Koffer gepackt und alles hinunter gebracht. Nachdem es dunkel geworden ist, wurde es ruhiger, sodass wir unsere Matratzen aufsuchten und uns angekleidet schlafen legten. Der Schlaf wollte nicht kommen, weil man von nah und fern das Gebrodel der Maschinengewehre und das Donnern der Flakgranaten hörte. Endlich fiel man denn doch ein wenig in Schlaf.

Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht. Plötzlich war ich hellwach. Heftig kreischten und knatterten die Kugeln und Granaten. Das Haus dröhnte. Die Dachpfannen klirrten. Ich zog eilig meine Schuhe an und rannte die Treppe hinunter. Unten war die Tür abgeschlossen. Heftiger und heftiger knatterte und kreischte es draußen. Unter den inzwischen unten angekommenen Frauen entstand eine heftige Panikstimmung, weil die Tür geschlossen war und man nicht Zuflucht im Keller suchen konnte. Schreien, schimpfen, fluchen, alles hörte man, doch man konnte nicht raus. Endlich, nach viel Mühe, wurde hinten ein Ausgang gefunden. Danach eiligst zum Keller, wo, um das Maß voll zumachen, kein Licht brannte. Draußen brannten schon einige Häuser. Nach einer Weile wird es ruhiger. Die Soldaten und ihre Befehlshaber suchten auch unseren Keller auf und legten sich in den Kartoffeln schlafen. Andere saßen auf einem Stuhl oder auf Kisten, während sie versuchten, ein wenig zu schlafen. Ich habe meine Koffer der Länge nach auf den Boden gelegt und darauf mein Bett gelegt und so

versuchte ich, in Schlaf zu kommen. Hin- und Herlaufen der Soldaten, die ab und zu von der Front kommen und ihre Vorgesetzten um Rat fragen. Irgendwo auf einer Erhöhung steht eine Kerze, deren stolz flackernde Flamme das Ganze traurig aussehen lässt. Ich drehe und wende mich auf meinem harten Lager, doch der Schlaf will nicht kommen. Umso mehr, weil es ziemlich kalt ist so dicht am Boden in einem so feuchten Keller.

Als es eine kurze Zeit ruhig gewesen ist, kommt plötzlich ein höherer Offizier herunter und salutiert und fragt den Angesprochenen, ob es bekannt ist, dass die Panzersperre aufgemacht werden muss. Der Angesprochene, scheinbar noch höher gestellt, scheint nichts davon zu wissen und fragt, wie er auf so etwas kommt. Darauf antwortet der Offizier, dass eine unbekannte Person diesen Befehl durchgegeben hat. Aufgebracht steht der andere auf, um diesen scheinbaren Verrat zu verfolgen. Laut überlegen sie und verschwinden nach einigen Augenblicken im nächtlichen Dunkel. Dann wird es ruhig.

Gegen Morgen (Samstag), als auch die letzten Soldaten gegangen sind, gelingt es mir, ein wenig zu schlummern. Über meinem Kopf in der Scheune kräht schon ein Hahn zum Zeichen, dass der neue Tag beginnt. Als ich meinen Kopf über meine dürftige Bettdecke hebe, ist alles dunkel. Die Kerze ist abgebrannt, und von außen dringt kein bisschen Licht ein. Ich stehe auf, strecke meine steifen Gliedmaßen aus und suche meinen Weg zum Ausgang. Auch Annie, noch zwei Männer und eine Frau setzen sich in Bewegung. Als wir die Tür gefunden haben, fällt schon Tageslicht ein, sodass wir vermuten, dass es etwa halb sechs Uhr sein muss und die feindlichen Angriffe bald wieder anfangen werden. Wie gedacht, rattern zwei Minuten später die Maschinengewehre und rattert und knattert es über unseren Köpfen. Rauchwolken steigen vom Dorf auf. In der Nähe ist scheinbar etwas in Brand geschossen worden. Ich renne nach oben und schaue aus einem der Fenster an der Seite vom Haus. Da schaue ich mitten ins Feuer. Was es genau ist, kann ich nicht sofort feststellen, aber es sieht so aus, als ob es eine Bauernscheune ist, so heftig brennt es.

Inzwischen ist auch Erich aus dem Haus gekommen. Er will das Feuer löschen gehen, weil die Gefahr besteht, dass es sich natürlich ausbreitet. Doch löschen ist undenkbar, weil die Front immer näher kommt. Dann plötzlich schreit auf der Straße jemand: „Dort steht ein Panzer, dort an der Ecke.“ Ängstliche Neugierige spähen schon um die Ecken der Häuser. Der genannte Panzer steht etwa 100 Meter weiter mitten auf der Straße, als ob er sich seiner Position sehr bewusst ist. Ja, was nun? Die ängstlichen Gesichter starren sich an. Werden sie zu schießen anfangen? Müssen wir in den Keller gehen? Dann fangen einige Dorfbewohner zu schreien an: „Sie kommen! Leute! Panzersperren aufmachen!“ Einige zögern. Wenn der Feind nicht durchkommt und die Deutschen bleiben, wird man später erschossen. Doch einige haben Mut und eilen nach vorne zur Panzersperre. Einige Augenblicke später kommt schwerbewaffnet ein großer Panzerkoloss langsam ins Dorf eingefahren. Wir wollten in den Keller rennen. Doch andere schreien: „Nicht in den Keller gehen, weiße Fahne raus.“ Es hört sich an wie ein Notruf. Schon erscheint das erste weiße Handtuch aus dem Fenster. Auch Gehring rennt nach oben und hängt einen Stock mit einem weißen Bettlaken aus dem Fenster. Einige warnen wegen der Folgen, falls die Deutschen zurückkommen. Doch nur wenige lassen sich davon abschrecken, und mutig hängen bei den meisten verschiedene Arten von Tüchern als Fahne der Übergabe aus den Fenstern. Manche stellen sich mutig auf die Straße als Zeichen von Wehrlosigkeit. Dann kommen an allen Ecken des Dorfes Panzer und Gefechtwagen hereingefahren. Irgendwo an einer Ecke streckt eine muhende Kuh ihren Kopf in die Höhe, weil sie nicht weiß, wohin. Ausgebrochen aus der brennenden Scheune, hat sie sich alleine auf den Weg gemacht und nach der ungewöhnlichen Begegnung mit den Stahlkolossen scheinbar den Weg verloren ist herumgeirrt.

Lange kann ich meine Aufmerksamkeit nicht auf sie richten, weil plötzlich einige große Gefechtwagen auf den Hof der Wirtschaft zukommen. Wir laufen alle zurück und stellen uns hinter dem Haus an eine Ecke zum Gucken. Wie vermutet, kommen die Wagen in den Hof gefahren. Sind es Amerikaner? Und die Marokkaner, wo sind sie? Kommen sie noch? All' diese Fragen drängen sich auf, als wir zaudernd und ängstlich über diese neue Besatzung näher kommen. Bald sehen wir, dass es weder Amerikaner noch Marokkaner sind, sondern ganz gewöhnliche Franzosen. Auf ihre Wagen ist eine große blau-weiß-rote Fahne gemalt. Nachdem sie angekommen waren, machen einige Soldaten Toilette, während in den Wagen einer mit einem Mikrofon in der Hand Berichte übermittelt. Bald kommen die ersten deutschen Gefangenen mit den Händen über ihren Köpfen angelaufen, bewacht von einem französischen Soldaten. Unter ihnen befinden sich auch einige, die nachts bei uns im Keller waren, auch einige in Zivil, die angeblich zum Volkssturm gehören. Es sieht ungewohnt aus, diese Männer, die immer schwebewaffnet waren und großtuerisch gesprochen haben und in ganz Europa gewalttätig aufgetreten waren, dort stehen zu sehen, entwaffnet, ohne Macht, unterworfen durch die neuen Sieger. Einige zivile Deutsche können es denn auch nicht sehen und schauen weg. Immer mehr Gefangene werden herbeigebracht.

Der inzwischen zwei- bis dreimal herbeigerufene Bürgermeister kommt nicht, auch nicht seine Kumpel, was nicht verwunderlich ist. Auch der Ortsgruppenleiter und andere bedeutende Parteigenossen sind nicht mehr bei den Anwesenden zu finden. In der Wirtschaft wird es geschäftig. Hin- und Hergehen von Soldaten, Offizieren und verschiedenen anderen Heeresautoritäten, die sich inzwischen dort niedergelassen haben. Viele von ihnen sprechen fließend Deutsch. Auch kommt ein Kurier durch das Dorf. Ein älterer Deutscher, der früher Dienst tat als Hilfsbeamter, ruft mit einem Klingeln die Menschen aus den Häusern und macht die Gesetze der Besatzungsmacht bekannt.

Unter den Anwesenden entdeckte ich auch Hermann Epple, der sich einige Augenblicke später zu seinem Haus begibt. Dort hat die Artillerie ziemlich gewütet, ein Großteil vom Dach ist eingebrochen und viele Dachziegel liegen zerbrochen auf dem Boden. Die Familie Epple ist wie auch andere Menschen noch ziemlich durcheinander. Doch bald fangen sie an, ihr Dach zu reparieren, wobei ich beschließe, ihnen heute zu helfen. Ganz sicher ist es noch nicht, denn plötzlich geht das Artilleriefeuer wieder los, so dass wir schnell den Keller aufsuchen. Es dauert aber nicht lange, und bald können wir unsere Arbeit wieder aufnehmen.

Um halb elf gehe ich weg, um mich auf Anraten von Frau Epple bei der Kommandantur zu melden. Diese schickt mich zu einem Kommandoposten, den ich aber, nachdem ich verschiedentlich gefragt habe, nicht finden kann. Schließlich schickt mich jemand zu einem Höheren, der ein Neger war. Dieser brachte mich aber nicht viel weiter, weil er mir mit seinem schnellen Französisch nicht mehr deutlich machen konnte, als dass es keine Munition gäbe und viele erschossen werden würden, wenn es um ein Uhr keine Munition gäbe, und ich um ein Uhr wieder kommen müsste.

Der Fall war mysteriös und sah auf keinen Fall gut aus. Ich durfte nicht mehr weg von dem Ort, wo ich meine Wohnung hatte, und ging eine Weile ins Bett, nachdem ich leidenschaftlich gebetet hatte, dass dieser Fall gut ausgehen solle. Als es ein Uhr geworden war, machte ich mich auf den Weg, um mich zu melden. Zum Glück sah ich diesen Neger nicht.

Ich entschloss mich, Hamerslag aufzusuchen, um wenigstens einen Schicksalsgenossen zu haben. Auch dort hat das Geschütz Opfer gefordert. Zwei Kühe und ein Kalb, die in einer Scheune standen, waren von herabstürzenden Mauern getötet worden, derweil eine große steinerne Treppe, die an zwei Seiten den Zugang zur Wirtschaft gebildet hatte, total ver-

schwunden war. Die Frau, die schon sehr gelitten hat, weil ihr Mann vom Ortsgruppenleiter ermordet worden war, war total am Boden zerstört.

Hammerslag ging sofort mit, uns so meldeten wir uns einige Augenblicke später bei einigen hohen Offizieren, die fragten, ob wir französisch sprachen. Glücklicherweise kannte ich mich ein wenig damit aus, und bald schickten sie uns nach unten mit dem Auftrag, dort zu warten. Sie meinten, dass wir gehen könnten und weitere Order abwarten müssten. Doch wir meinten, dass sie etwas mit uns im Sinn hatten. Wieder das Unsichere, die geheimnisvolle dunkle Zukunft. Wir trauten uns nicht, unsere Gedanken zu äußern und warteten auf die Dinge, die kommen würden. Es passierte aber nichts. Es schien so, als bereiteten sich alle auf einen Abzug vor. Sie würden uns doch nicht mitnehmen? Ich beschloss, nochmals zu fragen. Einen Offizier, der gerade vorbeikam, fragte ich, wie lange wir noch warten müssten. Er sagte, dass wir, wenn wir keine Deutsche wären, weg gehen könnten. Angenehm überrascht von dieser Antwort, sind wir gegangen, um zusammen zu meinem Zimmer zu gehen. Als wir laut sprechend an Panzern und weiterem Heeresmaterial vorbeilaufen, ruft plötzlich jemand: „Seid ihr Holländer?“ Überrascht schauen wir beide hoch. Oben auf einem Wagen steht ein holländischer Soldat in französischer Uniform. Damals, im Jahr 1940, als er aus deutscher Gefangenschaft geflohen ist, ist er bei den Alliierten untergekommen, und kämpft seitdem seit fünf Jahren auf alliierter Seite.

Von Zuhause hat er seitdem nichts gehört, und er hat uns gebeten, nachdem er uns seine Adresse gegeben hatte, bei ihm Zuhause vorbei zu gehen, um über ihn zu berichten. Wir versprochen es ihm, und er gab uns Schokolade, amerikanische Zigaretten und Genever, wobei natürlich nur das erste für mich einen Wert hat. Nachdem wir noch einige Augenblicke zusammen gesprochen hatten, verabschiedeten wir uns, und die Armee zog ab in Richtung Stuttgart, um auch das zur Übergabe zu zwingen.

Mittags bin ich wieder zu Epples gegangen und habe bis nach sechs Uhr geholfen, das Dach abzudichten, war nur zum Teil gelungen ist.

Nachts brach erneut ein heftiges Artilleriefeuer aus, sodass wir in den Keller gehen mussten. Bald aber beruhigte es sich, und wir konnten weiter schlafen, obwohl ich mich nicht mehr auszog. Erst nach einigen Stunden, als es ganz ruhig zu sein schien, habe ich mich ausgezogen und bin eingeschlafen.

Sonntag

Heute früh um 9 Uhr aufgestanden. Sehr schlechtes Wetter. Nachdem ich gegessen hatte, musste ich mich im Rathaus melden. Wie ich später hörte, sind heute Nacht an verschiedenen Stellen Granaten eingeschlagen und haben Schaden angerichtet an Dächern und Fenstern.

Mittwoch

Bis heute haben wir noch keine Besatzung. Immer wieder kommen Soldaten auf Durchreise. Gestern waren einige Amerikaner in der Wirtschaft, mit denen ich gesprochen habe.

Was das Heimgehen angeht, beginnen die Pläne Form anzunehmen. Nach van Leeuwen sollen sie unten im Tal eine Kolonne Autos zusammenstellen, die uns nach Holland bringen würde.

Heute Mittag kam ein französischer Offizier, der sich sehr frech benommen hat, was mich sehr verletzte, weil die Menschen hier immer so gut zu mir waren. Sie kaufen die ganzen Geschäfte leer, und die Menschen sind natürlich machtlos und wehrlos. Es tut mir richtig leid, wenn man es so sieht, als ob es in meinem eigenen Land wäre.

Donnerstag, 26. April

Heute früh um 7.15 Uhr aufgestanden und mir vorgenommen, heute ruhig zu sein. Ruhig gegessen, ruhig rasiert und mich ruhig vorbereitet auf das Kommen von Hermann Epple. Er kam um Viertel vor zehn. Etwas früher kam van Leeuwen. Die Besatzung ist immer noch da. Den ganzen Tag hindurch fahren Wagen, Panzer usw. Deswegen lassen die Bewohner ihre weißen Fahnen und Handtücher flattern. Vom Abzug nach Holland ist noch nichts bekannt.

Samstag, den 28. April

Es geschieht wenig. Das einzige, was man jetzt sieht, sind Truppen, die durchziehen und deutsche Soldaten in Zivilkleidung, die zurückkehren. Abends kamen etwa 15 französische Soldaten, die eigenmächtig alle Radios beschlagnahmten, die schönsten behielten und den Rest zurückschickten. Auch blaue Arbeitsanzüge wurden angefordert und später zurückgegeben.

Sonntag

Mit Epple in Plieningen gewesen, sonst bis 7 Uhr bei Epple gewesen. Der Kamerad aus Sillenburg ist nicht gekommen. Abends russisch gelernt und Musik gespielt. Im Bett meinen Plan gemacht für die Abreise. Beschlossen habe ich, Montag, den 7. Mai zu Fuß abzureisen.

Montag

Morgens früh bei Piet und Toon gewesen und ihnen meinen Plan bekannt gemacht. Sie sagten, den gleichen Plan zu haben, und so schlossen wir uns zusammen und beschlossen, Montag, den 7. Mai, zu dritt abzumarschieren.

Montag, den 7. Mai

Endlich ist es soweit. Nach einem rührigen Sonntag mit viel Abschied und einem letzten Besuch bei den russischen Mädchen, über die mein Tagebuch so viel schreibt, ist endlich der Tag gekommen, an dem wir die Reise ins Vaterland unternehmen.

Schon früh um 5 Uhr stehe ich auf, weil mir Morpheus diese Nacht nicht gut gesinnt war, und fange an, mit Piet und Toon, die heute Nacht bei mir geblieben sind, meine Koffer zu packen. Dass es in fröhlicher Stimmung geschieht, braucht keine Darlegung.

Ganz einfach geht es nicht, weil die Anzahl Lebensmittel derart groß ist, dass die Rucksäcke sie nicht aufnehmen können. Als es schließlich doch gelungen ist, gehen wir nach unten, um Kaffee zu trinken. Um 8 Uhr sind wir fertig, und die Reise kann beginnen. Nachdem wir uns bei Frau und Herr Gehrung freundlich bedankt haben, setzen wir uns in Gang, und bald ist das

Haus, worin ich neben viel Elend auch viele gute Tage verbracht habe, nicht mehr zu sehen. Laut scherzend und lachend begeben wir uns auf unseren Weg. Dass es natürlich kein Traum ist, sieht man daran, dass mir bald mein Rucksack zu schwer ist, und die Strümpfe von Toon zu sind, sodass bald die Fersen an der Seite seines Fußes saßen. Dieses Problem lösen wir bei unserer ersten Pause im Wald bei Sillenbuch. Außerhalb von Sillenbuch begegnen wir einer Placy [Displaced Person?], die durch ihren interessanten Gesang uns einiges an Amusement verschaffte, wodurch wir schneller vorwärts kamen. In Stuttgart sind wir zum Bahnhof gegangen, wo natürlich kein Zug fährt. So marschieren wir durch Stuttgart und kommen durch verschiedene Dörfer.

Nach einem müden Tag kommen wir ungefähr um halb sechs Uhr in ein Dorf, wo ein französisches Militärauto steht. Es passt gut, dass es gerade nach Karlsruhe fährt. Wir steigen ein, und da dann geht es Hügelauf und Hügelab. Durch Wälder und Felder, vorbei an gesprengten Brücken und bombardierten Häusern, bis wir endlich 5 Kilometer vor Karlsruhe abgesetzt werden. Von einem Holländer hören wir, dass wir uns in einer Kaserne melden müssen und nach zwei Tagen mit einer Kolonne via Frankreich und Belgien nach Hause gebracht werden. Doch darauf haben wir keine Lust. Wir wollen selbstständig bleiben. So laufen wir denn, wie wir laufen können, um außerhalb der Stadt zu kommen. Doch es ist ziemlich weit. Gegen acht Uhr kommen wir an die genannte Kaserne. Nachdem wir uns gut abgesichert haben, dass wir dort nicht bleiben müssen und selbstständig weiterreisen können, lassen wir uns ein Zimmer zuweisen. Man bringt uns in ein großes Zimmer, wo einige Matratzen am Boden liegen. Nachdem wir uns herrlich ausgeruht haben, spielen wir noch ein wenig auf der Mandoline und gehen schlafen.

Dienstag, den 8. Mai

Wir stehen auf, waschen uns, ziehen uns an und frühstücken. Nachdem wir das Zimmer aufgeräumt haben, gehen wir. Bald haben wir Glück, weil ein amerikanischer Wagen auf unsere Nachfrage anhält und uns 30 Kilometer weit mitnimmt. Wo wir aussteigen, stehen einige Häuser an der Straße. In einem davon können wir essen und trinken. Es ist inzwischen zehn Uhr. Nachdem wir uns freundlich bedankt haben, ziehen wir weiter. Bald ergibt sich wieder eine gute Gelegenheit. Ein Pferdewagen kommt vorbei, mit Hausrat und einigen Menschen darauf. Nach einigem hin und her dürfen wir mitfahren. Lange hielt die Freude aber nicht an. Nachdem wir einige Kilometer gefahren sind, werden wir von französischen Soldaten angehalten, und sie verlangen unsere Papiere.

Es stellt sich heraus, dass man für das Passieren des Dorfes Papiere braucht. Weil wir die nicht haben, werden wir unter bewaffneter Begleitung zum Büro gebracht, wo uns einige französische Soldaten nach unseren Papieren fragen. Nach viel hin- und herreden sagen sie, dass wir bis halb zwei bleiben müssen, bis der Leutnant kommt, welcher Mittagspause hätte. In dieser Zeit kommt auch ein Holländer mit drei Polen in einem luxuriösen Wagen an. Auch sie müssen Papiere haben. Da wir aber speziell nach Bruchsal müssen, um die Papiere zu kriegen, frage ich, ob wir beide mit dem Auto nach Bruchsal fahren dürfen und meine Kameraden hier warten können. Das wird zugestanden, und so fahren wir nach Bruchsal und wieder zurück mit dem Resultat, dass wir zu Fuß weitergehen müssen, und die anderen mit dem Auto bis Mannheim fahren. Als wir aber noch einen Augenblick warten, verschwindet der andere Holländer und die drei Polen mit den Papieren, und wir haben noch nichts. Endlich, nach langem Warten, inzwischen ist es fünf Uhr geworden, kommt der Leutnant nach draußen und sagt, dass wir überhaupt keine Papiere brauchen, da der Krieg vorbei ist.

Nun, was wir gedacht haben, werde ich nicht aufschreiben. So gehen wir weiter, und gegen halb acht Uhr abends sind wir bis 17 Kilometer vor Mannheim gekommen. Jetzt fangen wir langsam an, eine Unterkunft zu suchen und haben heute Abend noch Glück. Ein kleines Auto mit Anhänger kommt hinter uns angefahren. Bei uns angekommen, stoppt das Auto und eine freundliche Stimme fragt, ob wir im Anhänger mitfahren wollen. Wir haben nichts dagegen, und so erreichen wir in fröhlicher Stimmung gegen 8.45 Uhr die Vororte von Mannheim. Wir fragen einen Neger nach dem Kommandanten, der aber zu weit weg ist um ihn noch vor 10 Uhr zu erreichen. Also fragen wir zwei andere Amerikaner nach Unterkunft. Sie laden uns ein, in ihr Auto einzusteigen und mitzufahren. So erreichen wir etwas später ein Polizeibüro, wo wir ein herrliches Bett bekommen mit Waschmöglichkeit usw. Nach einer kurzen Konversation mit den Amerikanern, die ihr Quartier im ersten Stock haben, legen wir uns zur Ruhe.

Mittwoch, den 9. Mai

Nachdem wir von den Amerikanern etwas Esswaren bekommen hatten, setzten wir unsere Reise fort. Alles, was man sieht, ist Schutt und Ruinen. So gehen wir durch Mannheim durch zum Rhein. Die gesprengte Brücke ist kein Hindernis, weil von den Amerikanern zwei neue Brücken gelegt worden sind. Auch die Kontrolle passieren wir ohne Mühe. In Ludwigshafen wird noch einmal ausgeruht und mit einigen Amerikanern geredet, was uns einiges brachte. Als wir einige Augenblicke später gestartet sind, werden wir fast schon außerhalb Ludwigshafens durch zwei Amerikaner mit Auto aufgehabelt und im rasenden Tempo nach Worms gebracht.

Mittags tranken wir Tee auf einem Bauernhof, und als wir die Frau fragten, ob sie ein Stückchen roten Stoff habe, machte sie für uns zwei kleine Fähnchen, die wir an unseren Rucksäcken festmachten. Später befestigte Piet, einer von uns, seine Fahne an einem Stock, womit wir versuchten, Autofahrer anzuhalten. Auch jetzt hatten wir unerwartet Erfolg. Um 7 Uhr hielt ein Auto an und nahm uns mit bis Mainz, wo wir um 8 Uhr ankamen. Hier erwartete uns eine neue Überraschung. Während wir bei einer Wirtschaft nach Wasser fragen, hören wir plötzlich eine weibliche Stimme. „Seid ihr Holländer?“ Als wir uns überrascht umdrehen, sehen wir ins lustige Gesicht eines 19-jährigen Mädchens. Nach einer kurzen Bekanntmachung lädt sie uns ein mitzukommen. Diesmal in das Haus eines jungen Mannes mit Frau und zwei kleinen Kindern, dem Bruder des Mädchens.

Donnerstag, den 10. Mai

Dieser Tag wird für uns verhängnisvoll werden. Morgens 8 Uhr sind wir abmarschiert und auf Anraten der amerikanischen Verkehrspolizei wegen den Reisepapieren zu der Kommandantur gegangen. Weil wir die aber nicht bekamen, entschlossen wir uns, einfach weiter zu gehen, nachdem wir zuerst unsere Gutscheine gültig machen ließen. Danach ging die Reise wohl-gemut weiter. Als wir an der Hauptstraße angekommen waren, hielt auf Verdacht ein französischer Wagen an, und wir werden gefragt, wohin wir wollen. Als ich sage: „nach Bingen“, sagt er: „steigt ein“. So fahren wir, nicht das Leiseste ahnend, in Richtung Durchgangslager. Hinunterspringen können wir nicht, und so sehen wir mit scheelen Augen, als wir die amerikanische Wache passieren, dass aus allen Fenstern eines großen Gebäudes viele französische und holländische Arbeiter heraussehen. Also doch eine Falle! Es ist um aus der Haut zu fahren. Da sitzen wir einige Augenblicke später mit einem Töpfchen Suppe auf dem glühend heißen Dachboden von einem der Kasernengebäude. Schrecklich warm ist es an

diesem Tag. Um halb sieben Uhr bekommen wir wieder Suppe, und so sind wir gezwungen, diese Nacht hier durchzubringen.

Freitag

Ich erwache steif vom Schlafen auf den Brettern. Eine dumpfe, muffige Schlafluft hängt auf dem Dachboden. Nachdem wir uns etwas erfrischt haben, räumen wir den Dachboden auf. Danach legen wir uns aus Langeweile wieder auf die Bretter. Nach dem Mittagessen wieder das gleiche. Um etwa 3 Uhr kommt ein Mädchen aus Zeeland vorbei und lädt meine Kameraden ein, sich ein wenig in den Schatten der Bäume zu legen. Einige Stunden später schließe ich mich an und spiele noch ein wenig Musik. Abends auch Musik gespielt und Fußball geguckt.

Samstag

Immer noch liegen wir auf dem Dachboden. Es gefällt uns überhaupt nicht. Aber wie kommen wir weg? Die Belgier und Luxemburger ziehen heute wieder ab. Heute früh mit Amerikanern gesprochen. Heute Mittag wieder in den Wald gegangen und heute Abend Fußball und Tanzen geguckt. Um 12.30 Uhr ins Bett.

Sonntag

Es ist Sonntag. So einen ungewohnten Sonntag habe ich, wie ich glaube, selten erlebt in Deutschland. Lesen kann ich nicht, beten auch nicht. Ich langweile mich scheußlich, und was es noch nie gegeben hat am Sonntag, ich gehe zu einem Fußballspiel und danach schaue ich bei einer Tanzgelegenheit vorbei. Lange kann ich kein Tagebuch schreiben, weil es dafür keine Gelegenheit gibt.

Montag, den 14. Mai

Wie jeder Tag in großer Langeweile vorübergegangen. Die erwartete Abreise ist noch nicht da. Es wird ein hoffnungsloses Warten. Und immer mehr Kameraden kommen, hauptsächlich aus Holland. Die Stimmung ist nicht gut. Ein Fluchtplan wird dadurch unmöglich, weil wir beim Kasernenrundgang kein Loch ohne Stacheldraht fanden oder es stand eine Wache daneben. Eine Möglichkeit besteht jedoch, ohne Gepäck zu fliehen. Aber dafür sind meine Kameraden nicht. Also bleiben wir. Auch gibt es schon Gesundheitsgefahr wegen Ungeziefer und ansteckenden Krankheiten. Beim Fußballspiel am Abend war ich sehr interessiert. Die Holländer verloren mit 3:0. Danach noch zur Tanzgarage gegangen. Aber mein Kamerad durften nicht hinein, weil er eine kurze Hose anhatte, uns so ging ich auch nicht hinein.

Dienstag, den 15. Mai

Noch immer nicht abgereist, und am schlimmsten ist es, dass man es vorläufig nicht erwarten kann. Jeden Tag machen wir neue Fluchtpläne, und jeden Tag wird es schwerer, hinaus zu kommen. Mittags sind wir noch ohne Gepäck hinausspaziert. Das wurde erlaubt. Wir sind dann ins Dorf gegangen und haben Fluchtpläne bedacht. Es war unmöglich, heraus zu kommen. Überall standen Wachen. Das sahen wir zuerst, als wir abends zu fliehen versuchten und

wir eine Frau baten, unser Gepäck über die Absperrung mitzunehmen. Die Frau war aber, wie wir denken, ängstlich, es zu nehmen, weil es strengstens verboten ist. Weil wir sie nicht in Schwierigkeiten bringen wollten, gingen wir zu einigen amerikanischen Soldaten. Wir baten um Erlaubnis zu gehen, aber sie konnten sie uns nicht geben. Wir sollten den amerikanischen Kommandanten im Büro fragen. Darum gingen wir zum Büro und fragten um Rat.

Außerdem fragten wir, warum wir immer noch nicht weggehen durften. Die holländischen Freunde, die dort waren, sagten, dass die Menschen in Holland so wenig hätten, dass es unmöglich sei, die Männer, die in Deutschland lebten, aufzunehmen. Das ist die Ursache. Abends haben die Holländer gegen die Italiener gespielt. Die Italiener gewannen mit 4:2. Nachdem wir gesehen haben, dass es unmöglich ist zu fliehen, haben wir gestern Abend unsere erste Englischstunde bekommen.

Mittwoch, den 16. Mai

Heute wachte ich früh auf und wusch einige Unterhosen. Nachdem meine Freunde aufgestanden waren, brachte ich einen Tisch, einen Stuhl und einen kleinen Schrank, und wir fingen an, Englisch zu lernen. Nachmittags malte ich ein Bild an die Wand, und wir machten Betten und andere Dinge, um den Platz gemütlich zu machen. Sie fragten schon nach den Arbeitern.

Sie versprachen den Männern Zigaretten und Essen. Ich weiß nicht, was ich machen soll. Heute Morgen war ich in der katholischen Messe. Ich verstand überhaupt nichts von dieser fremden Religion. Abends ging ich zum Fußballfeld, aber kam schnell wieder, weil ich das Spiel nicht sehen wollte, weil es lächerlich schlecht war. Die Italiener liefen so schnell und die Holländer so langsam, dass ich nicht zusehen konnte. Und darum ging ich zu meinem Versammlungsraum, um etwas zu schreiben oder zu studieren.

Donnerstag, den 17. Mai

Dieser Tag war wie alle anderen, nur dass wir außerhalb vom Camp waren. Ich bin im Dorf gewesen, um einige Dinge zu kaufen. Unsere Gutscheine zu tauschen war nicht möglich. Sie sagten, wir sollten mit ihnen nach Mainz gehen, aber wir wussten sehr gut, dass sie sie dort auch nicht geben würden. Abend gingen wir zum Fußballmatch. Aber es war noch schlimmer als gestern Abend. Die Italiener gewannen 9:1. Nachdem wir gekocht hatten, gingen wir ins Bett.

Freitag, den 18. Mai

Heute bekamen wir endlich die lang erwartete Mitteilung, dass wir am Samstag nach Hause gehen. Dies wurde mit großer Feierlichkeit verkündet. Nach der Bekanntmachung sollten wir um 4 Uhr auf dem Sportfeld antreten, um dort dem amerikanischen Kommandanten zuzuhören, der uns etwas zu sagen hatte. So standen wir denn gegen vier Uhr in Grüppchen auf dem Spielfeld. Weil wir wenig Ahnung hatten, warteten wir auf die Dinge, die kommen würden. In der drückenden Wärme des Nachmittags standen wir dort auf der großen Aschenbahn. Vor uns standen fächerförmig eine große Gruppe Italiener und Polen aufgestellt, aber mit ihren Rücken uns zugewendet. So warteten wir auf den genannten Kommandanten, der aber, wie es nachher schien, schon lange anwesend war. Da nehmen plötzlich die Italiener Haltung an und marschieren weg. Daraus entnehme ich, dass der Kommandant schon da ist

und einiges zu denen gesagt hat. Meine Vermutung ist richtig. Als die meisten Italiener vom Feld verschwunden sind, erscheinen plötzlich aus der Menge heraus einige Militärs mit Helmen, unter denen ich vom Alter her und nach einigen Abzeichen geschätzt, den Kommandanten sah.

Der Auszug aus Deutschland

Samstag, den 19. Mai

Jetzt ist endlich der Tag angebrochen, an dem wir Deutschland verlassen werden. Früh erwacht an diesem Morgen haben die Dachbodenbewohner angefangen zu packen und aufzuräumen. Es wurde eifrig gearbeitet. Um Viertel vor acht Uhr kommen einige Gruppenleiter hinein mit der Nachricht: „Antreten auf dem Sportfeld“. Bald sieht man schon ein Grüppchen auf dem Sportfeld stehen, das bald anwächst. Es ist wieder sehr warm diesen Morgen. Der Regenschauer vom letzten Abend hat sich verzogen und Platz gemacht für eine warme, stechende Sonne. Als alle sich in Gruppen aufgestellt haben, werden einige Lebensmittel für unterwegs ausgeteilt.

Dann kamen bald die ersten Autos, denen von den Wartenden zugejubelt wurde. Alle werden in Gruppen aufgeladen, und so geht es zum Bahnhof. Als unsere Gruppen, bestehend aus Stolwykern, Amsterdamerinnen und Personen aus anderen Städten, am Güterbahnhof von Mainz ankommen, steht schon ein ganz langer Güterzug bereit. Auch sind schon verschiedene Gruppen eingeladen, und von den staubigen, dreckigen Wagen weht an vielen Stellen die holländische Trikolore. Endlich ist auch unsere Gruppe eingeteilt und wir können eintreten in einen offenen Güterwagen, der anscheinend vorher Bäume transportiert hat, weil der ganze Boden reichlich mit Holzrinde bedeckt ist. Heißer und heißer wird die Sonne. Trinken ist verboten, weil es in Mainz Typhus gibt. Darum strengen wir uns so wenig wie möglich an, um so wenig wie möglich unter der Hitze zu leiden. Trotzdem gibt es doch viele Menschen, die Wasser holen und etwas später mit Krügen und Kesseln zurückkommen und die Gefahr, die damit verbunden ist, nicht beachten. So kommt Auto nach Auto zum Bahnsteig, denen immer neugierig nachgerufen wird, wie viele Gruppen sich noch in der Kaserne befinden.

Endlich um 4 Uhr nachmittags war alles so weit fertig, dass man mit einer baldigen Abfahrt rechnen konnte. Nachdem noch ein Auto ausgeladen war, welches quer über dem Weg stand, wurde die Lokomotive davorgesetzt, und die Reise begann. Schnell ging es nicht, bald blieb der Zug wieder stehen. Wieder ein Stück fahren und wieder stehen. Endlich fing er an durchzuziehen. Doch nach einer halben Stunde hielt der Zug wieder. Warum, verstand niemand.

Der Himmel fing an, gefährlich dunkel zu werden, und bevor wir einige Stunden unterwegs waren, ging ein heftiges Gewitter über unseren Köpfen los, begleitet von schwerem Schlagregen, sodass der offene Waggon bald in ein Schwimmbad verwandelt war. Wir suchten Schutz unter unseren Decken, doch auch diese, obwohl doppelt, konnten das Wasser nicht abhalten. Auch auf dem Boden des Waggons blieb das Wasser stehen, sodass das ganze trostlos aussah. Nasse Füße, tropfendes Gepäck und verwehte, tropfnasse Haare und dabei die Aussicht, dass alles vorerst nicht trocknen würde, weil die Sonne am Abend nicht viel Kraft besaß. Wir kamen nicht viel vorwärts.

Andauernd stand der Zug still zum argen Missfallen der Reisenden, denen es zu lange dauerte. Doch hatten diese Aufenthalte auch ihr gutes, denn überall entlang der Gleise waren Neger, die Zigaretten verteilten, wobei sich aber die Holländer nicht sehr anständig verhielten. Viele wagten sich zuerst ein wenig aus dem Waggon hinaus, später wurden sie freier und

freier mit der Gefahr, dass der Zug unerwartet in Bewegung kommen konnte und die Möglichkeit bestand, dass sie zurückbleiben würden. Bis sie zu unvorsichtig wurden und einmal das Gefürchtete passierte. Es war Abend um etwa 9 Uhr in der Nähe von Bingen, als der Zug hielt und viele sich hinauswagten, um Wasser holen zu gehen und andere Bedürfnisse zu erledigen. Einige Frauen gingen so weit, dass sie hintenherum in die Häuser gingen. Bis plötzlich der Zug piffte und sich in Bewegung setzte mit ziemlich viel Geschwindigkeit, zum großen Schrecken der Reisenden, sowohl draußen als auch innen im Zug. Gerenne und Getrabe, Geschrei und Aufschreien der Frauen. Fast alle waren drinnen, und der Zug hatte eine ziemliche Geschwindigkeit, als vier Frauen, die verzweifelt schrien, zum Zug hin rannten. Eine wagte es und griff den Zug. Angst und Entsetzen ergriff die Menge. Hielt sie es? Oder fiel sie herunter und kam unter die Räder? Man konnte kaum hingucken. Aber nein, glücklicherweise hielt sie fest und wurde von den Anwesenden aufgehoben. Zwei Frauen blieben wehklagend zurück. Es brach totale Panik aus. „Anhalten“, rief der eine. „Weiter-sagen“, rief ein anderer, dabei machte er mit seiner Hand winkende Bewegungen zum nächsten Waggon. Sieht man es denn nicht? Erst sah es aus als ob der Zug anhalten würde, doch er fuhr dann weiter. „Anhalten, anhalten“, schrie wieder die Menge. Endlich fing der Zug an, Geschwindigkeit zu verlieren, und nach einigen Augenblicken stand er still. Da kamen schon die Gruppenleiter angelaufen, während sie heftig schimpften und nervös schrien. In der Ferne näherten sich zwei große Lichter eines Autos, welches, als es näher kam, die zwei Damen bei sich hatte. Ein Seufzer der Erleichterung entstieg vielen Brüsten. Sie mussten sich sehr schuldig gefühlt haben, als der Leiter sagte, dass sie wie ein Kleinkind eigentlich eine Tracht Prügel verdient hätten.

So ging die Reise weiter, vorbei an Tunneln, Höhlen, Burgen und Ruinen. Bis es Nacht wurde und zu kalt, um über den Waggonrand hinaus zu schauen. Viele legten sich auf das Gepäck und versuchten zu schlafen. Andere saßen in einer Ecke aneinander gelehnt und sprachen, lachten, waren wach oder schliefen während sie sich mit einer Decke zudeckten, da es ziemlich frisch geworden war. Und immer wieder hielt der Zug, manchmal eine halbe Stunde, manchmal auch stundenlang, um dann plötzlich mit Stößen und ruckenderweise in Bewegung zu kommen. Alle erwarteten den Morgen und dass die Sonne wieder am Horizont erscheinen würde.

So brach dann endlich Pfingstsonntag an. Ein dicker Nebel hing über dem Land. Wieder stand der Zug still auf einem großen Gelände in Bonn. Als dann endlich die Pause vorbei war, begann der Zug mit großer Geschwindigkeit in Richtung Holland zu fahren. Der Nebel zog weg, und eine fröhliche Sonne beschien die Landschaft, die mehr und mehr einen holländischen Charakter annahm. Wir waren auf unserer Reise an vielen Trümmerhaufen vorbeigekommen, auch war ein Trümmerhaufen am andern und eine Ansammlung von Bombentrümmern, kaputt geschossenen Bäumen, halben oder teilweise übrig gebliebenen Fabrik-schornsteinen, gesprengten Brücken usw. Dass diese Dinge eine große Behinderung für uns waren, braucht keine Erklärung. Immer, wenn von der anderen Seite sich ein amerikanischer Transport näherte, dort aber nur ein Gleis vorhanden war, musste unser Zug halten. So geschah es auch, dass unterwegs Züge mit Holländern vorbeifuhren, die, wenn sie bei uns waren, auch stehen blieben, um etwas später wieder weit hinter uns zu bleiben. Dadurch kamen wir kaum vorwärts. Es sah danach aus, dass auch an diesem Tag unsere Reise nicht zu Ende gehen würde. Und über Essen wurde nicht geredet. Die meisten hatten natürlich ihre beiden Dosen Knäckebrot und die Fleischdosen längst vertilgt. Endlich, um halb acht Uhr abends, kamen wir in Maastricht an, wo wir einen Becher Suppe angeboten bekamen. Schon wieder ging ein Regenschauer auf uns und unseren 4.-Klasse-Waggon nieder und wir blieben erst mal auf dem Bahnsteig unter der Überdachung stehen. Als aber bei Abfahrt des Zuges der Regen noch nicht aufgehört hatte, suchten wir einen Wagen für Kleinvieh auf, wo wir in zwei Etagen übereinander liegen oder sitzen konnten, und so gingen wir der zweiten Nacht ent-

gegen. Die Reise sollte über Hasselt und Beverlo in Belgien nach Tilburg gehen. Abends auf einem der belgischen Bahnhöfe wurden uns Äpfel und Brötchen ausgeteilt, wobei sich die Holländer sehr unverschämt benahmen. Statt die Kinder, die mit Kisten angelaufen kamen, durchzulassen, um die Äpfel ordentlich zu verteilen, hielten sie die Kinder an, leerten die Kisten und fielen wie Raubtiere über die Beute her. Dasselbe geschah mit den Brötchen, sodass wenig übrig blieb, um es an die Kinder zu verteilen. Dass das keine gute Stimmung gab bei den Gruppenleitern und einen Großteil der Reisenden, ist verständlich.

So begann es, nach diesem Zwischenfall, Nacht zu werden, und wir legten uns zum zweiten Mal auf den harten Boden, wiederum ohne dass sich etwas tat. Mit Ruckeln und Stoßen bewegte sich der Zug die ganze Nacht fort, sodass er endlich, um 4 Uhr morgens, nach langem Rangieren auf dem Gelände der Philips-Fabriken stillstand. Wir stiegen aus, suchten unser Gepäck zusammen und ließen uns in Gruppen von 20 Personen mit dem Aufzug nach oben bringen. Hier erwarteten uns neue Überraschungen. Wir wurden registriert, bekamen eine Essenskarte und wurden danach durch Einstäubung desinfiziert. Danach empfingen wir ein Stückchen Seife und mussten uns ein Bett zuteilen lassen. Dafür befanden wir uns in einem großen Saal mit vielen Betten auf dem Boden. An der Decke hingen Lautsprecher, und an den Säulen waren Verhaltensregeln angebracht.

Man wies uns ein Bett zu, und danach konnten wir uns in einer Reihe für das Essen anstellen. Wir bekamen ein Stück süßes Brot mit Butter und Wurst. Auch mittags war das Essen gut. Immer mehr NS-Personen fielen in die Hände der Polizei. So enthüllte man am nächsten Tag auch die niederträchtige Rolle eines Mannes aus Buchenwald, der kein Opfer, sondern Leiter in Buchenwald gewesen war. Nach der Enthüllung einiger Lagerinsassen aus Buchenwald, die ihn sofort erkannten, wurde er, von ihnen schrecklich zugerichtet, abgeführt. So ging ein Tag vorbei. Abends gab es ein buntes Programm, wobei einige schöne Lieder gesungen wurden, die auf die durchgestandenen Leiden anspielten.

Am nächsten Tag mussten wir uns auf einen Transport in die Houtstraat vorbereiten, wo wir einer medizinischen Untersuchung unterworfen werden sollten. Auch das nahm viel Zeit in Anspruch, sodass wir dort wieder einen schrecklich langen Aufenthalt hatten. Endlich um 7 Uhr abends waren wir fertig und konnten in die Autos einsteigen, die uns zur Einquartierungsadresse bringen würden. Auch jetzt standen wir wieder im vollen Regen, da das offene Auto keinen Schutz bot. So kamen wir um 8.30 Uhr in einem kleinen Dörfchen an, wo uns ein Zettel gegeben wurde mit dem Namen des Bauern, bei dem wir einquartiert werden sollten. Wehe denen, die schwere Koffer dabei hatten, denn die meisten mussten eine halbe Stunde gehen. Ein Lehrer des Dorfes ging ein Stück mit, um uns die vielen Bauernhöfe zu zeigen.

Nachdem wir viele Kreuzungen passiert hatten, wobei immer mehr aus der Gruppe wegfielen, blieb ich zum Schluss als letzter übrig und hatte noch zehn Minuten zu gehen. Endlich erreichte ich dann das bezeichnete Häuschen. Ein kleines, ziemlich neues Häuschen mit einem Wassergraben an der Vorderseite, über den ich aber keine Brücke entdeckte. Als ich kurz um mich sah, kam schon jemand angelaufen. Ein junger Mann, etwa fünf- oder sechsunddreißig Jahre alt, stand auf der anderen Seite des Wassergrabens. Ich erzählte ihm mein Anliegen und fragte, ob er so gut sein wollte, diesem nachzukommen, worauf er antwortete, dass das nicht gehen würde, weil er schon einige Menschen zugewiesen bekommen hätte. War es denn doch so, wie ich es erwartet hatte, dass es nicht leicht fallen würde?

Ich sagte ihm, dass ich geschickt worden war, worauf er antwortete, dass ich für heute Nacht kommen konnte, aber am nächsten Tag eine neue Adresse suchen musste. Erst jetzt sah ich, wo ich über den Graben hätte gehen müssen. Etwa zwanzig Meter zurück lag ein Damm, von dem ein kleiner Weg zum Haus führte. Ich kam herein und bekam zu essen und zu trinken,

worauf ich, nachdem wir noch ein wenig geredet hatten, um 12 Uhr ins Bett ging. So war ich denn endlich auch einquartiert und konnte auch bleiben, denn von den anderen Jungen, worüber der Mann gesprochen hat, hörte man nichts mehr. Bald hatten wir gegenseitig Vertrauen gewonnen, und so sitze ich drei Tage später in der Küche am Tisch und schreibe die Dinge auf, die geschehen sind. Das Zimmer, worin ich sitze, ist ärmlich, einfach. Es ist die Küche des Hauses. Gegenüber an der Wand hängt ein Bild von der Heiligen Theresia. Unter dem Bild eine kleine Etagere, darauf ein Wecker und genau darunter ein Wandteller, auf dem der Mann und die Frau bei der Heirat abgebildet sind. Überall rundum Bilder und Abbildungen von Jesus und seiner Mutter Maria und von kleinen Engeln. Weiter ein kleines Kreuz mit Jesus, der vom Kreuz herunter genommen ist. Ein blanker Holztisch steht beim Fenster, wodurch man auf die Straße sieht. In der Küchenecke steht eine kupferne Pumpe mit einem großen Schwengel. Auf dem Herd stehen große Töpfe für Suppe und Kartoffeln. Auch eine Pfanne für Pfannkuchen und Bratkartoffeln. Ein kleiner Junge mit blutigen, dreckigen Füßchen, wilden Haaren und rotem Pullover spielt im Hof. Manchmal kommt er hinein und kommt mit den dreckigen Füßen in das Zimmer herein. Ich mag diese Dinge eigentlich nicht, aber nehme sie hin.

28. Mai 1945

Heute bin ich sechs Tage hier. Das Leben ist ganz angenehm und das Essen gut. Ich bin krank gewesen, aber bin wieder in Ordnung. Aber es tut mir leid, dass ich nichts zum Zeichnen oder Malen hier habe. Ich bin im Dorf Boekel gewesen, aber ohne Resultat. Das Wetter ist jeden Tag sehr schlecht. Ich habe schon einige Briefe an meine Eltern geschickt, aber nichts gehört.